

A
1

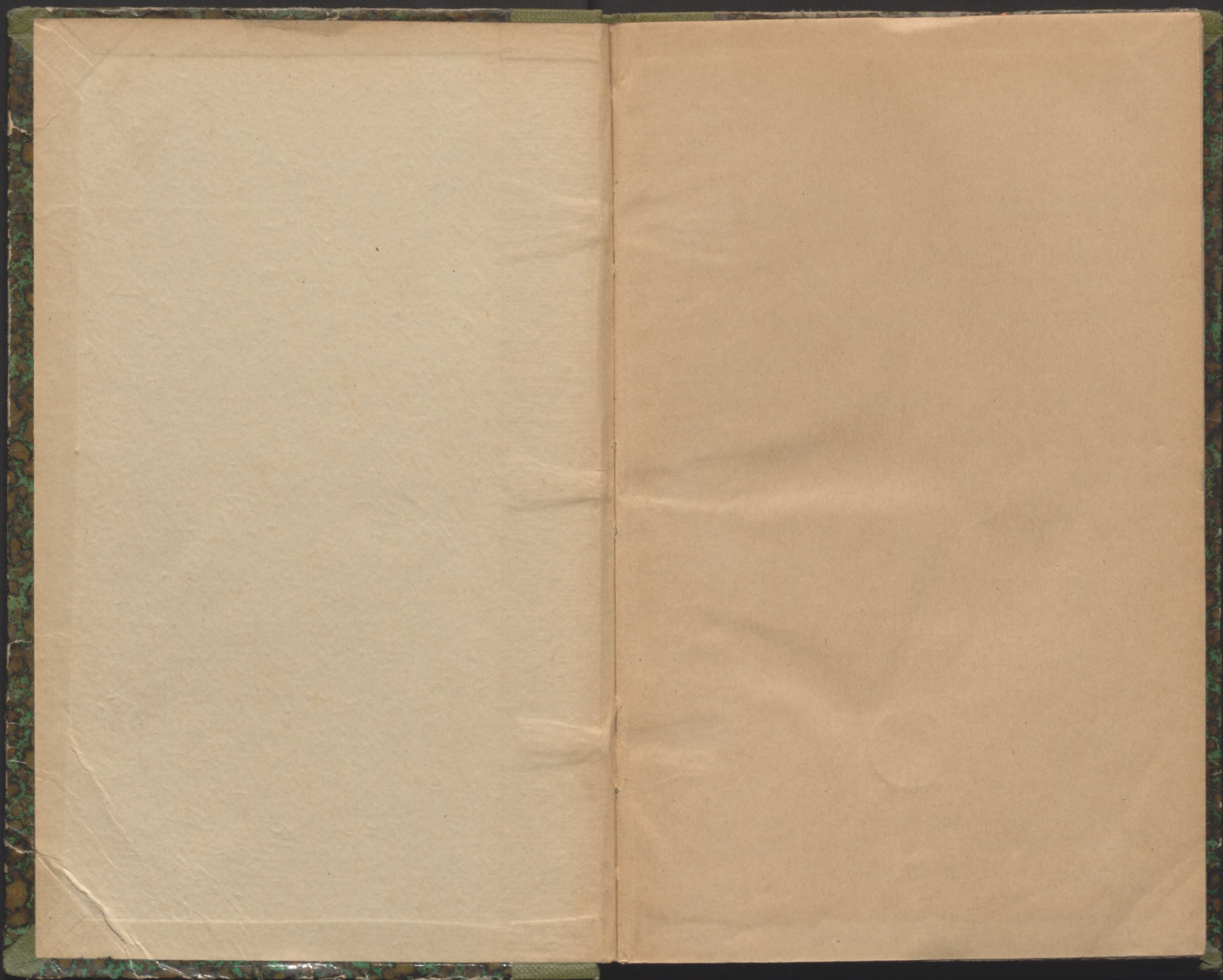
Biblioteka

U. M. K.

Toruń

214080

II



Am Gottes Wort

Erzählung
aus der pommerschen Reformationszeit

von

Konrad Maß.



[1919]

Verlag der Heimatvereinigung „Unser Pommerland“
Geschäftsstelle: Ernst Jajte, Stargard i. Pom.

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1919 by Ernst Jajte, Stargard i. Pom.



214.080



1919 E Fig 2

Hergestellt in der Graphischen Kunstanstalt M. Bauchwitz, Stettin

Pommersche Heimatbücher

Herausgeber: **Arnold Koeppen.**



- Band I: Arnold Koeppen, Das letzte Spiel
" II/III: Marie Luise Barß, Doktor von Königs Gnaden
" IV: Konrad Maß, Aus Sturm und Not
" V: Mag Guhlke Pommersche Lyrik
" VI: Arnold Koeppen, Des J. E. Brandes Jugendleben
" VII: Hildegard Voigt, Im Pfarrhaus zu Tuchthagen
" VIII/IX: C. A. Lorenz, Einer und bald Keiner
" X: Edmund Hoefler, Das Haus van der Roos
" XI: Otto Droß, Die Liebelose
" XII: Konrad Maß, Um Gottes Wort



Verlag der Heimatvereinigung „Unser Pommerland“

Geschäftsstelle: **Ernst Jajte**, Stargard i. Pom.

1.

Hart am Strelasunde, dem schmalen Meeresarme, der die sagenumwobene, waldgekrönte Insel Rügen von dem Festlande trennt, erhebt sich die alte stolze Stadt Stralsund. Sie ist der die ganze Landschaft beherrschende Punkt. Das zeigen nicht bloß die hohen Türme, die aus der Ferne betrachtet, auf dem Wasserspiegel zu stehen scheinen, und deren weiche, fast verschwimmende Formen sich beim Näherkommen in schön geschwungene gotische Linien auflösen, nicht bloß die wuchtigen Klostergebäude, die düster aus freundlichem Waldesgrün hervorlugen, sondern namentlich auch die festen, mit Erkern und Türmen wohl verschanzten Mauern und der Stolz der Stadt, die starken, massigen Tore. Wer sie erblickt, zweifelt nicht daran, daß sie einen kräftigen Schutz bilden konnten gegen jeden von außen anstürmenden Feind; und nur zu oft hat Stralsund sich erwehren müssen gegen Übergriffe der Nachbarn, die ihm seine aufblühende Macht und seinen schwellenden Reichtum neideten.

Man schrieb das Jahr 1524 nach Christi Geburt. Eine warme Frühlingsnacht war im Derrinnen; überall herrschte lautlose Stille, die plötzlich durch den kräftigen, der Heiligkeit schweigender Natur nicht achtenden Ruf: „Hoiho! Jürg . . . Jürg! . . . wo steckst du?“ unterbrochen wurde. Als die Antwort ausblieb, zogen sich die Rufer, die ihre weinerhitzten Gesichter in der frischen Morgenluft genügend gekühlt hatten, zurück; ihre Schritte verhallten, und bald erlangten sie Eintritt in die Stadt: der alte Wächter war gegen einige Dreilinge Stralsunder Münze, die sein schmales Gehalt etwas aufbessern mochten, gern bereit, auch zu verbotener Zeit den ihm bekannten Bürgern das Seitentürchen zum Ein- und Austritt zu öffnen. Bekannt aber waren ihm diese jungen Herren zur

Genüge, die ohne ein festes Ziel im Auge, den vornehmen Geschlechtern der Stadt angehörig, nur ihrem Vergnügen zu leben schienen. Ja früher! Da war die Jugend in Turnieren geritten, und glänzende Waffenspiele hatten sie den Ritterbürtigen an die Seite gestellt. Jetzt aber verlangte man von ihnen, daß sie auf den Speichern und in den Kontoren der Handelsherren arbeiteten. Sie taten das wohl, um wenigstens den äußeren Schein zu wahren, aber ohne innere Anteilnahme, und hielten sich dafür manche Nacht hindurch schadlos für das, was ihnen an Lebensfreude und Genuß entging.

Auch der Gerufene gehörte zu ihnen: es war Jürg Smiterlöw, der Sohn eines der beiden Bürgermeister, der sich, wenn er des Weins genug geschlürft hatte, mit seinem Freunde Barthel Saströw gern zu traulichem Geplauder zurückzog. Das, was alle Welt damals bewegte, die Frage der Kirche und der Seelen Seligkeit, war wie so oft auch heute wieder der Gesprächsstoff gewesen.

„Laß sie nur rufen, — melde dich nicht“, mahnte er den Freund. „Nach all dem Lärm ein bißchen Ruhe, — ach, das tut gut.“ Und sie wälzten sich wohligh im Grase und schauten durch das im leichten Nachtwinde sich wiegende Schilf hindurch auf die noch dunkle Fläche des in leisem Singen vorbeieilenden Stroms.

„Hör mal, Jürg“, begann Barthel Saströw nach längerem Schweigen, „so ein Plauderstündchen sollten wir öfter einmal halten; — aber ehe wir dem Ratskellerwirt einen Besuch abgestattet haben! Ich glaube, der Klarheit der Gedanken könnte es nur nützen . . .“

„Was nützt uns Klarheit der Gedanken? Verfuscht ist unser Leben doch, solange wir in dem Fahrwasser segeln, in das uns der Eltern Wunsch und unser kindlich kindischer Gehorsam getrieben haben. Wächst man nun auf in vornehmer Stande, sitzt den ganzen Tag über großen Folianten, schwitzt über Rechnungen und Schreibereien, schreibt, liest, rechnet, handelt, feilscht, — und nichts fürs Herz, — nichts für die Seele. Wenn der Wein und die Weiber nicht wären . . .“

„Jürg, du sprichst wie ein Hans Lieberjahn.“

„Und hab' im ganzen doch so unrecht nicht, mein lieber Barthel.“

„Aber so kanns nicht bleiben! Das wag' ich dir, dem Älteren, zu sagen.“

„Sag' ich mir selbst, mein Bester, — aber wo fangen wir an? Gebt mir ein Ziel für mein Leben, ein würdiges Schaffen für meine Kraft, einen Ausblick in etwas Sonne, und ich will mich plagen und scharwerken wie ein Tagelöhner. Aber so —? wofür? Unsinn ist alles, zwecklos, ziellos! . . . Aber horch, es läutet! drei Uhr früh! jetzt heim, drei Stunden Schlaf, dann der köstliche Tageslauf, heute wie gestern, gestern wie morgen und so immer, immer weiter . . . Aber schnell! wenn ich nicht um vier schnarche wie der trunkene Simson, als ihm die Locke gestutzt wurde, könnte ich wieder der treuen Brigitte in die Arme sinken, wenn sie zur Morgenandacht läuft, und die wird sich im innersten Herzen gedrunken fühlen, es wieder dem Herrn Vater zu berichten.“

„Und der gestrenge Herr Vater wird weniger mit den nächtlichen Ausflügen einverstanden sein als der Herr Sohn.“

„Recte dixisti, mein Lieber! Jetzt aber Ernst gemacht! auf!“

Sie sprangen von ihrem Lager empor, säuberten sich gegenseitig die Kleidung von den Spuren des Lagers im Freien und zogen, leise ein Liedchen vor sich hinträllernd, der Stadt zu.

Von dort her klangen die Glocken der Klöster in die Nacht hinaus, und bald darauf hörte, wer etwa wach geworden war, auch aus der Torluke des den nördlichen Eingang zur Stadt bildenden Kniepertores einen heißen, langgezogenen, weithin hallenden Ton, den der alte Wächter auf seinem Kuhhorn ausstieß. Dann hielt er, wie es die Vorschrift gebot, Rundschau nach allen Seiten über die im Nebel liegende Stadt, sehr zufrieden, nichts Bemerkenswerths zu entdecken. Doch als er sich nach Norden wandte, gewahrte er in mäßiger Entfernung einen Kahn, der, von kräftigem Ruderschlage getrieben, sich langsam der Stadt näherte. Der erregte seine Aufmerksamkeit, denn er zeigte nicht den Bau der Fischerboote, wie sie

jeden Morgen bei Sonnenaufgang in großer Flotte zum Fischfang auf die hohe See führen, und der Mann hatte Recht, wenn er fremde Ankömmlinge in dem Schiff vermutete.

„Werden wohl wieder Pfaffen sein, die Gottes Wort predigen wollen; haben genug derart gehabt in letzter Zeit“, murmelte er, „na, mir kanns gleich sein, so oder so. Papst werd' ich doch nicht mehr und Bürgermeister auch nicht, wenn ich auch hier auf dem Turme einen hohen Posten bekleide.“

Er zog sich zurück, um bald darauf den Junkern Jürg und Barthel die geheime Tür zu öffnen.

„Alles hat seine zwei Seiten“, philosophierte er; „der Nachtrunk wird besser und reichlicher, wenn ich mir die paar leider verbotenen Dreilinge dazu verdiene, — und der Schlaf wird wohl fester, aber immer knapper, je toller es die jungen Herren treiben. Und wenn 's herauskommt? die bringen einen noch um Amt und Ehr' und um seiner Seelen Seligkeit.“

Indes kam das Fahrzeug näher. Ein Mann saß am Steuerruder, zwei Jüngere führten die Riemen, und melodisch klang das eintönige Plätschern des vom Bug scharf durchschnittenen Wassers. Wie die Hantierung der Insassen verriet, waren sie zwar gewohnt, Steuerruder und Riemen zu führen, aber an Haltung und Kleidung konnte man wohl erkennen, daß ihr eigentlicher Beruf nicht der von Schiffern oder Fischern war. Den am Ruder Sitzenden hätte man eher für einen Gelehrten halten können. Er mochte eben die Dreißig überschritten haben, seine scharf geschnittenen Gesichtszüge waren nicht schön, aber voll Ausdruck und Leben; sein Gesicht war von dunklem, buschigem Haarwuchs eingerahmt.

Auch das Gerät, das sie mit sich führten, ließ nicht auf Seeleute von Beruf schließen: Bücher und Schreibzeug lagen umher, mit Eßwaren und städtischen Gewändern, ja selbst mit Teilen einer ritterlichen Wehr bunt durcheinander gemengt. Auf einer leeren Bank stand in braunem irdenem Topf die als Morgentrank bereitete Suppe.

Jetzt begann der am Steuer:

„Hört Ihr die Glocken? — der Himmel rötet sich, und die Sonne muß bald aufgehen. Da laßt uns den Morgentrunke

einnehmen, der wird dem Magen gut tun nach der durchwachten Nacht.“

„Wie du meinst, Bruder“, erwiderte einer der Ruderer, und mit einem leichten Anflug von Unwillen setzte er hinzu: „Bei harter Arbeit tut auch magere Kost wohl.“

Dabei zog er die Riemen ein, holte den Topf mit der Suppe und ein Brot hervor, indes der Dritte das Boot mit einigen Schlägen in das Uferschilf hineintrieb. Eine Möwe stand dicht vor dem Bug auf und hob sich kreischend in die Lüfte.

„Ja, du hafts dir im warmen Nest bequem gemacht“, scherzte der Jüngling, „wir haben nichts, wo wir unser Haupt betten; warum soll es dir besser ergehen als uns?“

„Du scheinst nicht zufrieden mit deinem Schicksal“, tadelte der Ältere. „Wenn Leckerbissen und weiche Betten dir lieber sind, als Entbehrung und Pflichterfüllung, so geh mit Gott: ich halte dich nicht, so leid es mir wäre, dich zu verlieren.“

„Nicht doch, Meister“, erwiderte jener, „wir tun alle unsere Pflicht und tun sie gerne, — aber so den Gedanken mal etwas Luft machen, das tut wohl, insonders, wenn sich der Magen vor Hunger krümmt.“

Auch der Steuermann überwand bald das Fünkchen Groll, das sich in seinem Innern geregt haben mochte, und sich leicht regte, wenn Zweifel in die völlige Ergebenheit der Jüngeren in ihm aufstaueten, und bald griffen sie zu, nachdem sie ein kurzes Gebet gesprochen. Schweigend verzehrten sie mit gesundem Appetit ihr karges Mahl, und der Suppentopf machte mehrmals die Runde, bis er geleert war.

Nach beendeter Mahlzeit gings wieder an die Arbeit. Munter trieb der Kahn der Stadt zu, die immer mehr aus dem Grau hervortauchte. Die Morgennebel hoben und senkten sich und zerslossen; kulissenartig schob sich ein anmutiges Bild vor das andere, und als der Kahn an der Brücke der alten Fähre gelandet war, und die Männer nach Bergung ihrer Sachen sich zum Aussteigen rüsteten, da leuchtete der erste Strahl der jungen Morgensonne auf, die das alte Gemäuer

mit glühendem Purpur überhauchte. Eine Lerche schwang sich hoch empor in die Lüfte und trillerte ihr Lied, und in ihren Jubel mischte sich der ernste Gesang der im benachbarten Kloster die Frühmesse feiernden Mönche und Nonnen, die der brausende Klang der Orgel begleitete.

„Seht, wie leicht das Tierchen sich zur Sonne aufschwingt und seinen Schöpfer lobt, nicht ahnend, wieviel Leid und Streit in der schönen Gotteswelt hier unten herrscht“, sagte der Ältere leuchtenden Auges. „Möge es ein gutes Zeichen sein, daß auch uns endlich einmal Ruhe beschert sein soll nach langem Irren.“

„Das gebe Gott!“ erwiderten die Jungen, und andächtig standen die drei und lauschten.

2.

Als das vornehmste Kloster in Stralsund galt das Brigittenkloster vor dem Tribseer Tor. Mächtige Gebäude waren es, rings von blühenden Gärten umgeben und nach außen streng abgeschlossen, welche die Wohnzellen für Mönche und Nonnen bargen, beide durch eine hohe Mauer voneinander getrennt. Die frühe Morgenstunde hatte die Insassen des Klosters vollzählig zum Gottesdienste versammelt.

In dem prächtigen Saale, den eine von dem venetianischen Meister Bernhard gebaute Orgel und ein wundertätiges Bild der heiligen Maria schmückten, las der Propst die Messe. Auf der einen Seite saßen die Mönche, auf der andern die Jungfrauen in ihrer kleidsamen, sittenstrengen Tracht. Eine von ihnen, die mit den harten, grauen Augen und der hohen Stirn, hinter der Tatkraft und kluge Gedanken sich bargen, trug ein auf die Brust herabhängendes Kreuz: — das war Margarete Sume, die Äbtissin. Zwei jugendliche Schwestern saßen abseits, unbedeckten Hauptes und noch im vollen natürlichen Haarschmuck; sie waren erst kurze Zeit im Kloster und hatten noch kein Gelübde abgelegt, gehörten daher noch nicht endgültig zur Gemeinschaft.

Die eine war Katharine Manduvel, der man im Kloster den Namen Ursula beigelegt hatte. Ihre blaugrauen Seemannsaugen und ihr lichtblondes Haar, das aufgelöst über ihren Nacken fiel, gaben ihr etwas Freundliches, das ihr ganzes Wesen beherrschte. Die andere dagegen, Angelika, kaum achtzehnjährig, doch von hohem stattlichem Wuchs, hatte etwas Stolzes in ihrem Aussehen; das dunkelblonde, ins Kastanienbraune spielende Haar, zu dem die leuchtenden dunklen Augen in einem gewissen Widerspruch zu stehen schienen, trug sie schlicht gescheitelt, die starken Zöpfe waren zum Kranze um das edelgeformte Haupt gewunden, vereinzelte Lockchen umspielten frei die Stirn. Ihre Gedanken schienen abseits zu schweifen, — wie träumend sah sie durch das halbgeöffnete Fenster in die Weite. Als die Orgel plötzlich abbrach und die Schwestern sich zum Gebet auf die Knie niederließen, fuhr sie, wie aus einer andern Welt zu sich kommend, schreckhaft zusammen, was die Äbtissin, deren immer spähenden Augen nichts zu entgehen schien, mißfällig bemerkte.

Als die Orgel die Schlußakkorde spielte, setzte der Zug sich in Bewegung; voran schritt die Äbtissin, die andern folgten ihr in einen langen Säulengang, auf den die Türen zu den Wohnräumen führten. Sie ließ dann den Zug der Schwestern an sich vorüberziehen, und als Angelika an ihr vorbeischnitt, rief sie sie mit strengem Blicke zu sich ins Zimmer.

„Sorge machst du uns“, begann sie, indem sie sich in einem kunstvoll geschnitzten Stuhl niederließ, „nichts als Sorge und Verdruß; wieder geht böse Rede über dich im Kloster um.“

Die Kälte des Tones raubte der jungen Nonne die Uebefangenheit, aber sie nahm sich zusammen und fragte ehrerbietig:

„Was wirfst man mir vor? es sollte mir Leid sein, eine Schuld begangen zu haben, deren ich mir nicht bewußt bin.“

„Man redet über dich, deinen Stolz, — deine hoheitsvolle Unnahbarkeit . . . Damit tust du den Schwestern Unrecht,

die mit der Sorgfalt einer Mutter deinen Lebensweg überwachen.“

„Wollte Gott, ich hätte eine andere Bewachung! ich kann mich nicht wohl fühlen in diesen Mauern.“

„Das ist ein Zeichen, daß du noch nicht die Tiefe der göttlichen Gnade empfunden hast und ihrer nicht würdig bist! . . . Jetzt sage mir: welches Schriftwort hat der Propst heute morgen erläutert? . . . Fürchtete ich doch“, fuhr sie fort, als die Gefragte schwieg, „meinem Blick ist deine Unachtsamkeit nicht entgangen; wo hattest du nur deine Gedanken, daß die Worte göttlicher Gnade an dir vorübergegangen sind? — Beichte mir, mein Kind, und befreie dein Herz, — woran hast du gedacht?“

„Woran ich immer denke: an schöne vergangene Zeit, die Eltern, die Heimat. . .“

„Deine Heimat ist bei Gott! eine andere zu wünschen ist Sünde! . . . Wie konntest du nur die Aufnahme ins Kloster erbitten, wenn so weltliche Gedanken in deiner Brust sich regen?“

„Ihr wißt wohl, Frau Äbtissin“, erwiderte die Jüngere mit vor Erregung zitternder Stimme, „ich habe die Aufnahme nicht erbeten. Nie und nimmer hätte ich das getan. — Ich ahne die Gründe wohl, die meine Verwandten bewogen, mich, die Elternlose, ins Kloster zu verkaufen. . .“

„Nicht um irdischer Schätze willen bist du hier, sondern weil deine Verwandten gottesfürchtiger sind als du, und in Erfüllung eines frommen Gelübdes dich dem Kloster geweiht haben. Du bist verwaist; was sollte aus dir werden ohne uns und unsern Schutz?“

„Und doch ist's hart, wenn eine arme Waise wie ich von den Verwandten verstoßen wird. — Ich muß mich fügen, denn ich habe keine Ruhstatt sonst als hier im Kloster.“

„Ja, hier unter dem Schutze der heiligen Jungfrau! — Geh in dich, Kind, gelobe mir, dich zu bessern. Sonst verfällt du dem Bösen und seinen teuflischen Engeln!“

„Neid und Zank umgeben mich hier“, entgegnete das Mädchen schauernd, „viel schmähende Zungen sind da und wenig Liebe.“

„Selbstgerechte Pharisäerin“, spottete die Äbtissin, und wieder blickten ihre Augen hart, „durch die sündige Welt kommst du nicht mit diesem eitlen Sinn!“

„Ich würd' es wagen“, rief frohlockend die Jüngere; „aber für ein wehrlos Mägdlein ist kein Platz in Gottes weiter Welt. Doch mein Wunsch bleibt wach: hinaus aus diesen Mauern, die mir den Frieden der Seele stören!“

„Ach du armes Vöglein“, spottete die Äbtissin, „breitest wohl gar schon die Schwingen zum Fliegen? Schon manches Waldvögelein hat zur Sonne emporgestrebt, aber die Flügel sind ihm gestuht, und es mußte elend auf dem Erdboden flattern; da ist ihm dann das kecke Singen vergangen. — Jetzt geh in dein Zimmer, drei Tage hast du Pönitenz; da magst du nachdenken über deine Liebe zur Welt und ihre Eitelkeiten. Ich aber werde für dich beten, daß Gott deinen Sinn zum Bessern wende.“

Schweigend verneigte sich Angelika und ging.

* * *

Recht dürftig war die Zelle, in die sie jetzt trat. Die Wände geweißt und kahl, — nur ein Kruzifix mit verzerrtem Gesicht, rosenroten Wangen und klappernden Gliedern hing über der mit einem buntgewürfelten Tuch bedeckten Bettstatt. Neben dieser ein Tischchen mit einem Gebetbuch darauf. Ein alter Ofen aus grauen Kacheln von Hiddenseer Ton füllte die Ecke aus; an ihn schloß sich eine dunkel gebeizte Bank, deren Alter zahlreiche eingeschnitzte Namen erkennen ließen, — die Namen derer, die vorzeiten in dieser Klausur gewohnt hatten. Auf einem schlichten Holzschemel stand dürftiges Waschgerät und darüber hing ein winziges Spieglein. Das war alles.

Aber trotz dieser einfachen Ausstattung machte das Stübchen einen traulichen Eindruck. Ein mächtiger Walnußbaum, der in jedem Herbst dem Kloster willkommene Frucht spendete, streckte seine Äste bis fast an das Fenster aus, und

die Morgensonne blinkte freundlich durch seine Zweige und Blätter, die sie an der kahlen Wand der Zelle in deutlichen Schattenrissen abzeichnete. Und was das Schönste war, dieser Baum bot im Sommer einer großen Schar gefiederter Sänger Schutz, die mit ihrem trillernden Lied, mit ihrem Hüpfen und Springen des jungen Mädchens Herz erfreuten und seine besten Freunde geworden waren.

Angelika pflegte sich sonst nach der Frühmesse wieder zur Ruhe zu legen; heute aber hatte das Gespräch mit der Äbtissin ihren Sinn erregt. Sie trat an das Fenster und sog die würzige Morgenluft ein. Neben dem Fenster hing an der Außenseite ein hölzernes Bauerchen mit einem gefangenen Rotkehlchen darin. Ein alter Fischer, der das Tierchen jahrelang besessen, hatte es ihr vor kurzem mitgebracht, teils aus Freundschaft zu dem frischen jungen Mädchen, teils um sich durch derlei kleine Aufmerksamkeiten eine Fürbitterin für den Himmel zu schaffen. Das Tierchen erregte ihr Mitleid.

„Flieg hinaus, ich gönne dir die Freiheit; auch du bist Gottes Geschöpf“, sagte sie und öffnete das Bauer; da hüpfte der Vogel munter heraus und ließ sich auf einem der nächsten Zweige des Walnußbaumes nieder. Schon wartete Angelika, daß er sich jubelnd in die Lüfte schwingen würde, um dann ihrem Blick für immer zu entschwenden, — doch er begann ängstlich zu flattern, kam wieder zurück und setzte sich auf das Bauer, verschüchtert mit den Flügeln schlagend. Sie hielt ihm die Hand hin, er hüpfte darauf und dann wieder in das Bauer zurück.

„Armes Döglein“, rief sie bedauernd, „dich haben sie auch schon kirre gemacht, und die Lust zum Fliegen ist dir vergangen; du entbehrst die Freiheit nicht mehr. — Nein, so weit darfs mit mir nicht kommen, — lieber tot!“

Sie holte ein goldgerahmtes Bildchen, das sie an einem Kettchen verborgen am Halse trug, hervor, betrachtete es aufmerksam und drückte tränenden Auges auf das schöne Frauenbildnis einen Kuß.

„Mütterlein, wenn du noch lebst“, flüsterte sie, „du würdest mir helfen. — Ich allein weiß nicht ein, nicht aus.“

Dann barg sie das Bild sorgsam an der Brust und legte sich angekleidet aufs Bett, wo bald ein traumloser Schlummer sie umfing.

Nicht lange darnach trat Ursula zu ihr ins Zimmer, die sich einsam fühlte wie sie. Es war eigener Antrieb, nicht bloß ein Zeichen der Freundschaft, daß sie des freilich oft übertretenen Verbots, einander zu besuchen, nicht achtete. Sie war mit dem Bischof Erasmus von Manteuffel verwandt und war, weil sich dadurch gute Aussichten für ihre klösterliche Laufbahn und eine reiche Ausstattung eröffnete, von ihren Eltern, nicht eben sehr begüterten rügenschon Edelleuten, ins Kloster gebracht worden. Leise ging sie auf die Freundin zu, die, wie sie wußte, wieder ihres Trostes bedurfte, und kaum war Angelika erwacht, da klagte sie der Freundin bitter ihr Leid.

„Auf Euren Herzog Georg hab' ich noch Hoffnung, daß er sich meiner Not erbarmt. Ich hab' ihn gesehen, als man mich hierher geleitete: ein großer, stattlicher Mann mit klugen, freundlichen Augen.“

„Herdurch mit Freuden! ist sein Wahlspruch“, lobte die andere, „und nach ihm handelt er, wie man rühmt. Aber ob er einer Stralsunder Nonne zuliebe sich bemüht?“

„Liegt denn Eure Stadt, die doch der größten eine ist, ihm nicht am Herzen?“

„Daran fehlt's wohl nicht, — doch reicht hier seine Macht nicht weit.“

„Aber er ist doch der Landesherr, und Ihr seid seine Untertanen?“

„Landesherr! was gilt das hier? Stralsund hats gewagt, ihm die Huldigung zu versagen. Frei und mächtig hat es dagestanden durch die Jahrhunderte und nur ungern und widerwillig sein Haupt den Fürsten gebeugt. Die Bürgermeister und Ratsmannen der Stadt sind stolz und wachen eifersüchtig über ihren Rechten.

„Auch gegen den Herzog?“

„Auch gegen ihn. Und schwer wirds ihm werden, etwas gegen den Willen der Stadt zu tun. Dabei ist der Rat fromm und nachsichtig gegen die Klöster.“

„So ist also auch von ihm nichts zu hoffen, und des Volkes Stimme, die ja Gottes Stimme ist, muß entscheiden. Was an andern Orten so mächtig widerklingt, das Wittenberger Hohelied, das Doktor Martinus Luther angestimmt hat, auch hier wirds Eingang finden. Dann wird all das Faule in unserer Kirche hinweggefegt werden, und wir werden frei sein. Meine seligen Eltern haben sich zu Luther bekannt, mich aber hat man mit Zwang beim alten Glauben gehalten. Aber ich fühle es tief in mir: einst muß, einst wird ein Retter kommen aus der Not!“

* * *

Und der Retter kam. Mächtig gährte es in deutschen Landen; im Herzen Deutschlands, in den Wäldern Thüringens war der Sturm entfacht, und weit durch alle Gaue ward er getragen. Der Berge Gipfel hat er erklettert und sie in ihren Grundfesten erschüttert. Die Ströme hat er überflogen und die Wogen des Meeres hat er gepeitscht.

Sei es der Bauer hinter dem Pflug oder der reiche Kaufmann in der Stadt, sei es der Fürst auf seinem prunkenden Thronsiß oder der Bettler, der an seiner Schwelle lagert; mochte es ein Kriegsmann sein oder ein Gelehrter, ob Laie, Mönch oder Priester, ob Greis, Jüngling, Frau oder Kind; sie alle wurden von diesem Sturme erfaßt, und wer sich trotzig ihm entgegenstemmte, der wurde zermalmt, die Spreu wurde vom Weizen reinlich gesondert.

Der furchtbarste Feind der sündigen Menschheit, die Wahrheit, war über die Welt gekommen. Ihre Siegesfanfare schmetterte durch die Lüfte: „Weh dir, du Papst, in deiner frevlen Herrlichkeit! weh Euch, Ihr Könige und Fürsten, die Ihr Kronen und Purpur tragt, Euch Mönchen und Nonnen mit Euren frommen Werken und Euch Reichen, die Ihr von Gold und Silber speist und irdische Schätze häuft! Nicht Euer ist das Himmelreich, denn Eure frommen Werke

stinken zum Himmel. Aber die Ihr mühselig und beladen seid, Ihr sollt kommen zum Herrn der Welt, Euch will er erquickten. Dies sind des Herrn Worte und Gedanken; auf diesen Glauben ist einst seine heilige Kirche gegründet, auf diesem Felsen müssen wir sie wieder erbauen!“

Und der dies verkündete, war eines Bauern Sohn, ein einfacher, schlichter Mönch. Er hatte sein eigenes Ich und seine Überzeugung höher geachtet als alle menschliche Satzung, ob sie auch vom heiligen Vater in Rom verkündet war, und als treuer Sohn der Kirche sich aus der heiligen Schrift Kraft und Mut geholt, um den Kampf mit der Welt auf sich zu nehmen. Der Sturm, den er wachgerufen hatte, wälzte sich fort; er durchtoste das deutsche, er durchstürmte das pommerische Land, er pochte auch an die Kirchen und Klöster zu Stralsund.

3.

In der Stadt vom Sunde feierten die Bürger das Maifest. Ein großes Freischießen freilich, zu dem auch Vertreter anderer Städte und wohl gar fürstliche Personen geladen zu werden pflegten, hatte man diesmal nicht vorgesehen. Dazu waren die Zeiten zu ernst, und auch der hochedle Rat konnte nicht für unbedingte Sicherheit und ungetrübte Freude einstehen. Desto fröhlicher aber wollten die Bürger, wie sie beschlossen hatten, das Fest untereinander feiern.

Schon vom frühen Morgen an läuteten die Glocken; Jüge von Bürgern, mit Spießen oder Schießgewehren bewaffnet, durchzogen die Straßen, wurden überall freundlich begrüßt und mit Blumen überschüttet. Die Anführer dankten für die Huldigung vornehm durch Senken der Degenspitzen, die bunten Fähnriche schwenkten lustig ihre noch bunteren Fahnen. Auch die Geistlichkeit hatte heute Dispens und mischte sich zahlreich unter das ausgelassene Volk.

Die Menge wogte auf und ab. Die ganze Bürgerschaft war auf den Beinen und in froher Feststimmung. Manch ehr- und tugendsames Mägdlein, das sonst nur scheu die

Straße kreuzte, lief heute in hellem Übermut umher, ließ sich gern von den schmucken jungen Burschen necken und in die blanken Arme kneifen, und auf kräftige Anrede gab sie launige Antwort.

Das bunteste Leben spielte sich am Nachmittag zwischen den Buden der Vogelwiese im Hainholz ab. Auf der einen Seite standen die Schützen, und Schuß auf Schuß knatterte durch die Lüfte. Jeder Schuß, der den Vogel auf der Stange traf, wurde mit Trommelwirbel bekanntgegeben. Bauernburschen im Sonntagsstaat waren mit ihren Mägden erschienen und führten zum Vergnügen der vornehm zuschauenden oder zum Mißvergnügen vornehm die Nase rümpfender Bürger ihre Tänze auf oder griffen, auf ungesattelten Pferden reitend, nach einem über ihnen hängenden Gewinnst, und ein von Alt und Jung laut belachter Spaß wars, wenn sie vom Pferde fielen oder sich sonst bäuerisch und tölpelhaft benahmen. Die Musiker zermarteten ihre Instrumente, die Händler priesen mit beredten Worten ihre Ware an, die Menge jauchzte, und ein jeder fand zu kaufen, wozu er Lust hatte.

Etwas abseits von dem großen Gewoge stand eine kleine, von der großen Menge wenig beachtete Bude, in der ein kleiner Mann mit scharf geschnittenem Gesicht und einer horngeränderten Brille auf der Nase saß. Er schien sich auf das markt-schreierische Anpreisen seiner Ware nicht zu verstehen, sondern sah verächtlich herab auf das kreischende Volk. Das war Herr Martinus, früher wohlbestallter Magister, jetzt Buchhändler seines Zeichens. Seinen Hauptschatz hielt er in einer Truhe wohl verwahrt; oben auf dem Ladentisch lagen, um Kauflustige anzulocken, nur einige Kalender, auf deren Deckel Sonne, Mond und Sterne oder ein großer Komet oder sonstige Himmelserscheinungen abgebildet waren; — auch eine Anzahl fliegender Blätter, die die neuesten Hinrichtungen, Keßerverbrennungen und Hexenprozesse in Wort und Bild darstellten.

Wenn ein Bäuerlein neugierig herantrat und unschlüssig die schönen und graufigen Bilder betrachtete, fuhr er ihn an:

„Kauf oder scher dich zum Teufel, du dummer Tölpel!“ Dann zog dieser meist ab, beschämt, seine Augen auf so gelehrte Dinge gerichtet zu haben; mancher aber, der einen guten Handel gemacht, zog seinen Beutel und schätzte es sich zur Ehre, mit einem so gelehrten Herrn handelseins zu werden. Und immer hatte er Nutzen von seinem Einkauf, denn in dem Kalender stand nicht bloß, wie man säen und ernten müsse, sondern auch, wie man Hexen erkennt und austreibt, wie man das Vieh vor dem bösen Feinde hütet, und selbst untrügliche Anzeichen, aus denen man das Wetter erkennt, waren darin zu finden, wie zum Beispiel diese:

„Wenn der Hahn kräht auf dem Mist,
Ändert sich's Wetter oder es bleibt, wie's ist.“
„Wenn Schnee aufs Christkind fällt oder Regen,
Bringts dem Bauern Unglück oder Segen.“

Ganz veränderte sich das Wesen des kleinen Mannes, als ein stattlicher Herr in samtenem, pelzverbrämtem Wams, das die Vornehmheit seines Trägers bekundete, auf ihn zuschritt und mit klarer, weithin schallender Stimme ihm den Tagesgruß bot.

„Grüß Gott, Herr Bürgermeister“, antwortete der andere untertänig dienernd, „ich freue mich, Euer Edlen wohlauf zu sehen. — Schert Euch fort, Ihr dummen Bauern, Ihr seht, daß ich jetzt keine Zeit für Euch habe. Odi profanum vulgus et arceo — (ich hasse das gemeine Volk und halt' es mir fern) — wie der heidnische Dichter Horatius in einer seiner unsterblichen Oden singt. Ach, es sind schlimme Zeiten.“

„Ja, ernst sind die Zeiten, lieber Freund; ich zum wenigsten habe täglich neuen Verdruß. Ihr wißt ja: von wegen der Lehre.“

„Ja, ja, von wegen der Lehre! Aber ich glaube, Herr Smiterlöw, jetzt wirds ernst.“

„Wieso meint Ihr das?“

„Ja, habt Ihr denn nicht gehört, was geschehen ist? Die ganze Stadt spricht ja davon.“

„Ich war auf Reisen“, versetzte der Bürgermeister, „und kehrte erst soeben zurück. Erzählt mir doch!“

„Nun, Herr Nikolaus, denn nehmt Platz, — die Geschichte ist lang. Ja, wo soll ich denn gleich anfangen? — Aber ich bitte Euch, wollt Ihr nicht erst einmal meine neuen Bücher anschauen?“

„Herr Magister, Ihr wißt, ich staune und kaufe gern — aber erst laßt mich einmal hören, was sich ereignet hat. Ihr wißt, wie sehr ich daran hänge.“

„Nun also, fremde Männer sind vor wenigen Tagen zu Schiff angekommen, und um das Wichtigste vorwegzunehmen, der eine ist ein Mönch.“

„Ein Mönch? — nun, ich meine, deren gibt's genug!“ unterbrach der Hörer spöttisch.

„Nun ja, versteht mich recht: er war ein Mönch, und ist davongelaufen. Ihr kennt ja den frommen Abt Boldewan im Kloster Belbuk; der hat diesen Mönch als Prediger nach St. Nikolai zu Stolp gesandt und von Johannes Bugenhagen angeregt, ist er ein begeisterter Anhänger der neuen Lehre geworden. Johann Ketelhot ist sein Name.“

„Hab' von ihm gehört; der Bischof Erasmus hat ihn seines Amtes entsetzt . . .“

„Den Anstoß gab wohl Erasmus, und der Herr Herzog hats dann ausgeführt. Der ist also hier mit zwei Genossen und hat mit ihnen Kirchen und Klöster durchwandert. Muß wohl nicht recht erbaulich gewesen sein, wenigstens in St. Katharinen beim Hermann Westfal.“

„Bei Hermann Westfal!“ erwiderte lachend der Ratsherr; „das mag man glauben, daß da einem gelehrten Manne die Haut geschaudert hat. Was dem an Gelehrsamkeit fehlt, ersetzt er durch Anmaßung und Geschrei.“

„So ißt, Herr Smiterlöw. Und wie der nun auf der Kanzel steht, und mit vielem Brimborium von Bitten und Ablass, von Weihwasser und Rosenkranz predigt, und daß die Keßer des nicht achten und daß er sie lehren wolle, wo solches in der Heiligen Schrift zu finden, — seht, da kommt an ihn ein Mönch herangeschlichen und flüstert ihm etwas ins Ohr.

Der Hermann blickt wütend auf, wohin der Mönch weist und gewahrt eines Mannes, der in braunem Wams ihm gegenüber steht, mit einer Bibel in der Hand. Das war nun Ketelhot, den sonst niemand kannte. Nur der Mönch, der mit ihm im Kloster zusammengewesen, hatte ihn erkannt und es allsogleich dem Hermann Westfal gemeldet. Der bricht nun plötzlich in seiner Rede ab und schreit: „Wart, ich will ihm wohl recht kommen!“ zeigt dann mit dem Finger auf den Mann und ruft: „Lieber, nimm das Buch recht vor; ich will dir wohl weisen, was Antonius schreibt.“ Wie nun die Menge erstaunt auf den Angeredeten blickt, antwortet dieser ganz ruhig: „Die Plage Gottes magst du weisen; es ist alles Geschwätz eines ungelehrten Esels!“ Wendet sich und geht aus der Kirche. — Nun, mit dem Gottesdienst wars vorbei, die Menge strömte dem Fremden nach, und viele baten ihn, er möchte bleiben und statt des Westfal ihr Prediger sein.“

„Das ist allerdings ergötzlich zu hören“, entgegnete nachdenklich der Bürgermeister; „dann wundert mich nur, daß das Volk heute so ruhig ist.“

„Dulce est insipere in loco — (süß ißt, einmal unverständlich zu sein) — wie eben jener Horatius sagt. Das Maifest hat den Ernst der Lage übertäubt; aber wir müssen sehen, den Mann an uns zu fesseln, — und was dem Volke nicht gelungen ist, vielleicht, hochgebietender Herr, gelingt es Euch.“

„Das wäre eines Versuchs wohl wert; wo ist denn Herr Ketelhot zu finden? hält er sich noch in Stralsund auf?“

„Ei, freilich, sein Hauswirt ist der Magister Johann Schult.“

„Am neuen Markt?“

„Eben der! Auch ein der Schrift kundiger Mann.“

„So will ich gehen, ihn zu suchen. Vielleicht kann er der Stadt das Heil bringen. — Aber nun zeigt mir, Herr Martine, was Ihr an neuen Büchern habt.“

„Gern, Herr Bürgermeister“, erwiderte jener und griff in die Truhe. „Ein neues Buch in lateinischer Sprache. Es

ist rohes Mönchslatein, absichtlich entstellt, aber der Sinn ist leicht zu fassen.“

„Zeigt einmal her: — Literae obscurorum virorum — (Briefe der Dunkelmänner) —; und was enthalten die?“

„Ach, Herr Nikolaus, ein trüber Inhalt ist's; und eher möchte man weinen als lachen, wengleich die Mundwinkel sich unwillkürlich zum Lachen verziehen, so oft man hineinschaut. Alle Widersacher des Alten wirken hier unter scherzhaften Namen in köstlicher Eintracht zusammen, all die schönsten Mißbräuche zu verspotten, und das ist so gelungen, daß das Buch zur beißenden Schlange geworden ist.“

„Aber Martine, es ist nicht mehr neu, wie ich sehe. 1515 ist's gedruckt; seitdem sind neun Jahre vergangen.“

„Ja, Herr, aber hier ist's neu. Wie konnte früher so etwas geduldet werden? Haben nicht ähnliche Gedanken, die ich einst aussprach, mir beim hochedlen Rat meine Stelle als Magister gekostet, so daß ich mich kärglich als Krämer ernähren muß?“

„Nun gut, ich nehme es mit“, und er erlegte den geforderten Kaufpreis.

Beim Abgehen wurde er von dem Händler zurückgerufen:

„Herr Smiterlöw, wollt Ihr zu Ketelhot gehen?“

„Das habe ich vor.“

„Braucht Euch nicht eben zu bemühen; seht, da kommt er selbst. Der starke Mann dort in dem braunen Wams. Scheint auf mein Zelt zuzukommen; hab' es schon geglaubt, daß der gelehrte Mann hier nicht vorbeigehen würde.“ Er machte eine einladende Handbewegung, denn Ketelhot war nahe herangekommen. Doch der Bürgermeister ging ihm entgegen.

„Ihr seid Herr Ketelhot, wie man mir sagt, der dem Hermann Westfal so derb begegnet?“

„Obs Hermann Westfal war oder ein anderer Schreier, weiß ich nicht; aber einem Prediger bin ich übers Maul gefahren, der Gottes Wort frech verdrehte.“

„Da habt Ihr recht gehandelt, und niemand kann Euch tadeln“, erwiderte Smiterlöw und lud den andern mit einer

Handbewegung ein, ihn zu begleiten. „So wisset: ich bin Nikolaus Smiterlöw, ein Bürgermeister der Stadt, und möchte Euch wohl fragen, ob Ihr nicht Lust hättet, hier zu bleiben und uns Eure Meinung gründlich kundzutun über Gott und Gottes Wort.“

„Herr, — ich bin auf der Reise und warte mit meinen Genossen, bis ein Schiff abgeht nach Livland.“

„Da werdet Ihr lange warten können, Herr Ketelhot; die Zeit ist nicht angetan zu großen Unternehmungen, und lahm liegt der Handel auf dem Meere. Aber warum ziehst Euch nach Livland? Ist nicht hier genug des Elends, dem Ihr steuern könntet?“

„Daran ist gewiß kein Mangel. Aber Ihr wißt selber, Herr, ich habe mich der Gunst des hochedlen Rates der Stadt nicht zu erfreuen. Auf meinen Brief hat er mir nicht erwidert.“

„Auf welchen Brief? — Ich weiß von keinem Schreiben.“

„Ich schrieb ihn vor Jahresfrist und supplizierte inständigst, Euch meiner anzunehmen.“

„Das Schreiben hat der Rat nicht erhalten“, beteuerte der Bürgermeister, „ich wäre der erste gewesen, der Euch Zuflucht gegönnt hätte.“

„Das ist mir neu und lieb zugleich zu hören. Dann hat der Schelm, dem ich den Brief gegen gutes Botengeld übergab, ihn unterschlagen. Auch nach Alten-Stettin, nach Anklam und Greifswalde habe ich geschrieben, und von keiner dieser Städte ist mir, was mir rätselhaft und verwunderlich erschien, Antwort geworden.“

„So seht Ihr selbst, daß der Brief nicht bestellt ward. Doch was erbatet Ihr? Ihr begehrtet eine Anstellung, nachdem Herr Bogislaw Euch Eures Amtes entsetzt?“

„So wars, Herr; drum wandte ich mich an die Städte. Und da auch das nicht gefruchtet hat, bin ich flüchtig geworden und habe als berittener Knappe im Waffenrock bei Herrn Johann von Schwerin gedient.“

„Bei dem mit der silbernen Nase?“

„So nennt man ihn. Aber Ihr könnt Euch denken, der Waffendienst kam mir schwer an, und bald ward ich seiner überdrüssig. So hab' ich mich mit zwei jüngeren Genossen, die hier in der Stadt weilen, aufgemacht, um nach Livland zu gehen, wo schon Gesinnungsfreunde Zuflucht gefunden haben.“

„So gebt diese Reise auf und betrachtet Euch als von Gott zu uns gesandt. — Doch seht: hier sind zwei Freunde, Franz Wessel und Ladwig Fischer. Dies hier Herr Ketelhot.“

Die Vorgestellten grüßten einander durch Entblößen des Hauptes.

„Ich bitte diesen Herrn“, erklärte Smiterlöw den Neu-angekommenen, „hierzubleiben und uns seine Meinung und Lehre kundzugeben.“

„Die Bitte, Ihr Herren, ist nicht neu. Schon gestern hat das Volk mich darum ersucht. Es ehrt mich wohl, doch wills erwogen sein.“

„Schlagt ein, Herr Pfarrer, oder wie Ihr Euch nennt“, rief Fischer aus, „so ist uns und Euch geholfen.“

„Ja Herr“, fügte Ladwig Fischer hinzu; „ich meine sogar, Ihr seid uns das schuldig. Ihr habt dem Hermann Westfal erklärt, was er predige, sei das Geschwätz eines Esels. Zeigt also dem Volke, daß Ihr es besser wißt als jener.“

„Und gerade jetzt“, stimmte der Bürgermeister bei, „ist günstige Zeit. Die Häupter der Geistlichkeit haben, weil sie der Rat zur Türkensteuer heranziehen wollte, die Stadt verlassen; denn zahlen war nie ihre starke Seite.“

„Auch mein Hauswirt Hans Schult“, entgegnete Ketelhot, „hat mich gebeten, zu bleiben. Nun gut, ich werd's mit meinen Freunden besprechen, und tue Euch bald meinen Entschluß kund. Habt einstweilen Dank für Euer Zutrauen.“

Damit lüftete er den Hut und ging.

Als die drei noch standen und dem Abgehenden nachschauten, wurden sie durch einen wilden Lärm aus ihren Gedanken aufgestört. Die Menge fuhr entsetzt auseinander, manches Bäuerlein riß den Hut vom Kopfe und stieß ein inbrünstiges Ave Maria hervor. Eine Schar Reiter, zehn bis

zwölf an der Zahl, in Panzerhemden gekleidet und mit geschlossenem Distel, sprengte in die Volksmenge hinein. Statt der Waffen trugen die Angreifer Peitschen, mit denen sie unter die Leute knallten, und so schnell wie sie gekommen, waren sie wieder verschwunden. Ein ernstlicher Überfall konnte es nicht gewesen sein; es war offenbar ein ausgelassener Jugendstreich, und jetzt schien es, als hätten sie es auf einen Zug Nonnen abgesehen, der sich dem Zeltlager näherte.

„Brüder“, rief der eine, „seht Ihr die beiden jungen dort? Das ist eine Beute. Da mag's, ist uns das Glück hold, ein kleines Abenteuer geben.“

Die Schar sprengte auf die Mädchen zu, trieb sie auseinander und umringte sie. Einer der Reiter, der eine Art Führerrolle zu spielen schien, ein Jüngling von schlanken und schmiegsamen Gliedern, sprang vom Pferde und umfaßte Angelika, als wenn er sie auf das Roß heben und entführen wollte. Die Genossen klatschten dazu in die Hände und sangen:

Nönnlein, Nönnlein,

Geh mit ihm ins Kämmerlein!

Doch die Angegriffene wehrte sich lebhaft und rief laut:

„Wer Ihr auch seid, im Namen Gottes, ich bitte Euch: laßt mich in Frieden!“

„Jetzt hilft nicht der Name Gottes. Du bist gefangen und mußt dich lösen!“ rief der in der Mitte, nahm den Helm vom Kopfe und beugte sich zu ihr nieder, als wollte er sie küssen; und die andern bestätigten: „Ja, das ist Recht und Brauch. Manch andre freute sich, an deiner Stelle zu sein.“

„Der Herr, der Euch gefangen hält, ist kein Unwürdiger, wie Ihr seht.“

Das Mädchen aber entgegnete, mit Tränen kämpfend:

„Kein Mut ist's, ein wehrlos Mägdlein zu überfallen; ich bitte noch einmal, Herr, laßt mich los.“

„Und wenn ichs verweigere?“

„Dann zeigt Ihr, daß Ihr doch ein Unwürdiger seid, wenn Ihr's auch leugnet. — Habt Ihr nicht auch Schwestern, Junker?“ fuhr sie fort, als er noch immer nicht von ihr ab-

ließ, „und würdet Ihr dulden, daß ein fremder Mann sie also beleidigt?“

„Wohl hab' ich ein Schwesterlein, ein klein unschuldig Ding; aber Gott wolle sie hüten, daß sie je eine Schwester der heiligen Brigitte würde.“

„So sind also die Nonnen hier rechtlos und vogelfrei? Ihr wißt nicht, Herr, welch schweres Geschick so manch ein armes Mägdlein treibt, den Schritt ins Kloster zu tun.“

„O, das kennen wir wohl: die Sucht nach fetter Pfründe und eine bequeme Stufe zum Himmelreich . . .“

„Oder Not und Tod der Eltern und Zwang feindwilliger Verwandter!“ rief sie leidenschaftlich aus, — „prüfet erst und dann richtet!“

Da ließ er den Arm sinken, gab sie frei und bat:

„Zürnt mir nicht, Jungfrau! Euer Antlitz hatte meinen Sinn gefesselt. Seid Ihr, wie ich Euch glaube, voll Unschuld, so ist mir leid, Euch belästigt zu haben; — tragt mirs nicht nach.“

Leicht schwang er sich aufs Pferd und mischte sich wieder unter die Genossen. Dort wurde er mit Fragen überschüttet:

„Nun, Jürg, seid Ihr eins geworden?“

„Ein feines Mädchen fürwahr, aber sparsam mit Gunstbezeugungen, wie mirs schien.“

„Die Blonde neben ihr gefiel mir besser, — leider war die mir zu hurtig entwischt! Ich glaubte sie zu haben, — risch, wie eine Eichkaß war sie fort.“

„Ei seht: ein braunes Frauenhaar an seinem Wams! rötlich in der Sonne schillernd!“

„Das ist von seiner alten Amme, der Brigitt', — die wird ihm einen Morgengruß versetzt haben, — heut in der Früh! . . .“

„Ach, die Brigitt' ist grau! Dies ist ein Mädchenhaar, seht her, seht her! das hat er dem Nönnlein ausgerauft . . .“

„Das bringen wir ihr zurück! — in feierlicher Gesandtschaft . . .“

„Ja, das wird ein Spaß! bringen wirs ihr wieder!“

Jürg hatte diesen Scherzreden mit halbunterdrücktem Mißmut zugehört; jetzt fuhr er laut dazwischen:

„Laßt sie in Ruhe, Freunde; sie ist edler Leute Kind und selber voll Unschuld!“ Und mit Nachdruck fügte er hinzu: „Wer ihr zunaher tritt, kränkt mich!“

Jürg war verstimmt, daß er seinen Willen nicht durchgesetzt, auch gegen sich selbst, weil ihn das Mädchen beschämt hatte; zugleich aber war er ergriffen von ihrer hilflosen Schönheit. Darum antwortete er nicht auf die stichelnden Reden der Freunde. Der Trupp jagte fort, und bald dachte niemand mehr an das Geschehene.

4.

Es war am Vormittage des nächsten Sonntags, und wieder durchzog große Aufregung die Stadt. Wohin man blickte, fanden sich aufgeregte Gruppen zusammengedrängter, lebhaft streitender Menschen. Franz Wessel schritt mit seinem Freunde Ludwig Fischer über den Alten Markt auf das Rathaus zu; von den Bürgern wurde er ehrerbietig begrüßt, man sah, daß er etwas bei ihnen bedeutete. Er war ein Mann, der fröhlichen Lebensgenuß liebte, wie die Sitte der Zeit und seines Standes — er war eines Brauers Sohn — es mit sich brachte, was aber seiner Tüchtigkeit keinen Eintrag tat. Daher war er ein stets gern gesehener Gast, auch in ernstem Kreise, denn er war schnell und klug im Rat und hielt mit seiner Meinung nicht zurück.

Die beiden Freunde stiegen die Treppe in den Ratskeller hinab, dessen weite, von gotischen Gewölben überspannte Hallen kaum mehr einen leeren Platz aufwiesen.

„Kommt hierher, Herr Wessel“, rief Hermann Runge, der Knochenhauer, und erhob sich von seinem Bankplatz, um ihn den beiden Ankömmlingen zu überlassen, indem er auf einer danebenstehenden Tonne Platz nahm.

„Ich danke Euch, Freund“, begann Wessel. — „Nun, wie schmeckt der Trunk? Heute, meine ich, müssen wir feiern; heute wird dem Teufel der Schwanz gestuzt.“

Gelächter folgte diesen Worten, und Herr Holm, der Kellerwirt, der Wessels Gewohnheit kannte, brachte einen großen Pokal heran, mit schäumendem Biere gefüllt.

„Diesen Trunk“, rief Wessel aus, „laßt uns nehmen zu unseres Leibes Stärkung, — nur in einem gesunden Leibe kann eine gesunde Seele wohnen. — Zum Wohle, Herr Bürgermeister“, rief er dem soeben eintretenden Smiterlöw zu, und trank dann seinem Nachbar mit den feierlich gesprochenen Worten zu: „Palum Sepus.“

Der Pokal ging in der Runde umher und jeder wiederholte feierlich die Worte: „Palum Sepus.“ *)

Inzwischen hatte sich Herr Smiterlöw an einen leeren Tisch gesetzt, der für die Herren vom Räte freigehalten wurde; auf ihn trat sein Sohn Jürg zu und begrüßte ihn mit Handschlag.

„Gut, daß ich dich treffe, mein Sohn, setz dich zu mir, bis die andern Herren kommen; ich habe wieder einmal böse Streiche von dir gehört.“

„Was meint Ihr, Vater?“ fragte, nicht eben erfreut über diesen Empfang, der Jüngling.

„Was ich meine? — nun, ich hoffe, du hast nicht noch mehr auf dem Kerbholz! Ich meine den Überfall auf dem Maifest. Man hat dich wohl erkannt, als du mit gelöster Helmcappe dastandest, noch dazu mit einer jungen Nonne am Arm.“

„Je nun, Vater, es war ein Spaß.“

„Ein schlechter Spaß, mein Sohn, und was die Bürger darüber denken, mußte ich in scharfer Rede hören. Mich selbst hätten Ihr fast niedergeritten, und Ihr könnt froh sein, daß nicht Unheil geschehen ist. Manchem habt Ihr's mit Euren Peitschen gegeben, daß er die Striemen heute noch fühlen wird.“

„Nur die Bauern haben wir gezüchtigt, das ungeschliffene Volk, — die Bürger haben wir weislich geschont.“

*) Ein Scherz: die Worte ergeben, von hinten nach vorn gelesen: „sup es Mulap“. Solch Pokal ist in Stralsund noch heute vorhanden.

„Auch das ist ein schlechter Scherz: du bist alt genug, und weißt, wie es unter den Bauern gärt! Ich werde dich also von jetzt ab strenger nehmen müssen. — Jetzt geh an deinen Platz und Sorge, daß nicht die Geister des Weins dir den Verstand berücken, also daß du am Nachmittag der Rede des neuen Predigers nicht zu folgen vermöchtest.“

Jürg stand auf, froh, vom Vater entlassen zu sein, und ging zurück an seinen Tisch, wo schon einige seiner Genossen beim Frühtrunk saßen. An ihren Gesichtern erkannte man alsbald, daß Jürg nicht nur die Mahnungen seines Vaters ihnen wortgetreu wiederholte, sondern aus dem eigenen Schatze seiner Einbildungskraft noch manches hinzufügte, was die nächste Zukunft für die Schuldigen nicht gerade im rosigsten Lichte erscheinen ließ.

Auch am Ratsherrentisch, der sich allmählich füllte, war ein eifriges Gespräch im Gange, doch wurde es mehr im Flüstertone geführt, wie die Rücksicht auf die Nebentische es den vorsichtigen Herren gebot. Zabel Oseborn, der bejahrte älteste Bürgermeister, kam als letzter.

„So ist es doch nicht zu verhindern gewesen, daß dieser Ketelhot heute den Schnabel aufstut? Auch Ihr, Smiterlöw, habt Euer Stück dazu getan, wie ich höre . . .“ begann er unwirsch.

„Konntet es von mir kaum anders erwarten, Herr Collega! Seit ich den Herrn Herzog Bugslaus nach Nürnberg begleitet und den Doktor Martinus Luther gesprochen, bin ich für ihn und sein Wort gewonnen und habe nie ein Hehl daraus gemacht.“

„Ja, das hat er!“ bestätigten die andern.

Oseborn schwieg, seine Stirn runzelte sich.

„Ja, wenns das allein wäre“, warf Johann Heye ein, „so wollte ich nichts sagen. Gewiß sind manche Übel vorhanden, — aber bedenkt doch: was hat dieses Martinus Luther Tat alles nach sich gezogen! Die Massen glauben schier, aller Gehorsamspflicht ledig zu sein, — und Ihr werdet sehen, es kostet uns wieder etwas von unserer Macht.“

„Das wolle Gott verhüten“, rief Smiterlöw aus, „genug hat die Bürgerschaft dem Rate abgetrozt. Doch Glaube und weltliche Macht sind zweierlei.“

„Und selbst wens so wäre“, warf ein anderer ein, „dann müßten wir's ertragen. Die Wahrheit bleibe! Jezt keinen feigen Rückzug aus äußerlichen Gründen, wo so Hohes wie der Seelen Seligkeit auf dem Spiele steht!“

„Auch ich halte mit“, bestätigte Christian Corber, der sich bisher wenig am Gespräch beteiligt hatte, langsam, „beißen wir uns fest am Alten, so kommen wir aus dem Sumpf nicht heraus. Ein starker Donnereschlag löst die Spannung, also voran!“

„Früher wart Ihr anderer Meinung, Herr Schwieger- sohn“, warf Oseborn ein; „und Ihr alle seid weicher geworden. Aber ich bleibe und bin ein Gegner. Wir gehen einer schweren Zeit entgegen, wenn wir nachgeben. Gebt dem Teufel den kleinen Finger, so nimmt er die Hand.“

Die letzten Worte waren lauter gesprochen, und der Nachbartisch wurde aufmerksam.

„Pst“, raunte man sich zu, „der alte Oseborn will nicht!“

„Glaubs wohl, der ist gut altgläubig, — das wissen wir längst, der hält's mit den Pfaffen. Aber das hindert ihn nicht, wens sich um seinen oder der Stadt Vorteil handelt sie zu vezieren.“

„Mag er wollen oder nicht, diesmal schlägts ein!“

„Es ist nur gut, daß Ketelhot bleibt.“

„Das haben wir Euch wohl zu danken, Magister Schult? man sagt, Ihr habt es bei ihm durchgesezt.“

„Zu danken eben nicht, — aber ich hab' ihm ins Gewissen geredet und ihm vorgehalten: ‚Jezt, wo Thrs angefangen, müßet Thrs auch endigen. Wer A sagt, muß auch B sagen.‘ Und da hat er denn schweren Herzens eingewilligt.“

„Nun, Ihr Herren“, begann bedächtlich ein älterer, lang aufgeschossener Mann mit schwarzem Haar und Bart, der etwas Sauerndes in seinem Blick hatte.

„Still doch, hört tau, wat Hinrich Plöz tau seggen hett!“

„Ihr Herren . . .“

„Der Anfang ist gut“, . . . Pst doch, still!“

„Habt Thrs auch wohl überlegt, Ihr Herren: reichen wir denn auch mit den Mitteln?“

„Wer verlangt denn Mittel? Gedanken sind frei.“

„Je nun“, erwiderte der andere, „das ist leicht gesagt; aber wenn der Ketelhot predigt, will er auch angestellt sein. Ich gehöre den Achtundvierzig an, die die Bürgerschaft vor kurzem dem Rate zur Seite gesezt hat, und muß . . .“

„. . . den Knoop up den Büdel hollen!“ fiel ihm der Nachbar ins Wort; „dat's ok gaut, äwer mi dücht: wenn't um Ehr und Seligkeit geiht, denn kümmt't up en beten Geld mihr oder weniger nich an.“

„Habt Ihr etwa mehr zu sagen als ich? Das beleidigt mich! Dann kann ich schweigen!“ fuhr Hinrich Plöz dazwischen, schwieg und schaute stolz auf seinen vermeintlichen Sieg, doch finsternen Blickes nieder. —

Am tollsten ging es in einem Nebenmaal her, dem Hansakeller, in dem die Zünfte der Schiffer und Fischer versammelt waren. Dort war die Fröhlichkeit bereits hoch gestiegen, und schon mehrmals hatte die Flasche gekreist, denn hier wurde nicht Bier, sondern der rascher wirkende Branntwein gegeben, von dem die Stadt jährlich große Mengen herstellte und ausführte.

„Leberecht, noch 'ne Buddel!“ rief einer der Alterleute dem bedienenden Kellerknecht zu.

„Nich so lut, Kinnings“, mahnte dieser, „de Rat sitt nebenbi an, un hört jedes Wurt.“

„Wat, füllen wi nich reden können, as uns de Schnawel wussen is? Holl din Mul un bring de Buddel.“

„Den Rat geiht dat äwerall gornicks an; dat ward uns Ketelhot em hüt nahmiddag en beten begriplich maken.“

„Recht so, un mit den Rat sin Herrlichkeit is't ball vörbi! wenn wi man irst mal in de Ratsstüuhl' sitten! dat is lichter as frühmornns in 'n Ewer tau Water gahn, — bi Hitt oder Küll!“

„Dat füllen de man mal dauhn! Dat würd' 'ne schöne Ort Fisch warden, de de rutertrecken!“

„Also Lüd', denkt daran: wi hollen tosam!“

„Jawoll, wi denken an unsen Verspruch!“ riefen sie alle, und die neugefüllte Flasche kreiste.

„Ik mak allens mit, wat verlangt ward, wenn't den Rat an den Kragen geiht; ik heww son Gift und Gall in mi! mi nich tautaulaten . . .“

„Olfers, holl din Mul, . . . de Geschicht kennen wi . . .“, unterbrachen drei, vier Stimmen den Sprecher.

„Ik kann doch reden, Dunnerkiel.“

„Reden ja! äwer wenn du up dine ollen Geschichten kümmt, denn krigt du Schacht.“ Mit Mühe brachten sie ihn zum Schweigen. —

Ähnlich ging es auf dem Markte zu, wo eine große Volksmenge versammelt war, die einem jungen, nicht eben ungewandten Sprecher Beifall johlte. „Nieder mit der Obrigkeit, nieder mit den Geistlichen! Plünnert und rowt, slag de Papen dot, — slag sei dot!“ Das wars, was diese erhitzte Menge begehrte. Unzufriedene aller Art schlossen sich der Bewegung an, die der Reformator mit reinem Herzen entfacht; der Gedanke an bürgerliche Freiheit und Gleichberechtigung, der schon seit langem wachgeworden war, wurde durch sie unterstützt, und das Evangelium wurde zum Vorwande genommen für allerlei weltliche Forderungen. Daneben aber gabs auch zahllose Bekenner, die in ihrem Gewissen sich beunruhigt fühlten durch die groben Mißstände innerhalb der Kirche und um ihrer Seelen Seligkeit willen der neuen Lehre folgten. Diese bildeten den Sauerteig, der die schnelle Ausbreitung der reinen Lehre förderte, die, durch jene Auswüchse kaum berührt, die Herzen des Volkes im Sturme eroberte.

5.

Am frühen Nachmittage desselben Tages stand vor dem Spitaler Tore neben der St. Jürgenkirche eine tausendköpfige Menge, erregt und begierig, den neuen Prediger zu hören, ja, ihn nur von Angesicht zu sehen, — von den verschiedensten Beweggründen getrieben. Endlich erschien unter lautloser

Spannung des Volkes auf einer notdürftig aufgeschlagenen Kanzel die kräftige Gestalt des Mannes, dessen man harrete. Nicht in priesterlicher Gewandung, sondern mit seinem braunen Wams angetan, stand er da, die Bibel in der Hand. Die großen, geistvollen Augen, über denen die Brauen sich in hochgeschwungenen Bogen wölbten, blickten hernieder auf die harrende Menge. Jetzt ging noch einmal eine Bewegung durch das Volk; dann trat auf seinen Wink lautlose Stille ein, und wohlklingend scholl es durch die schweigende Menge:

„Höret Gottes Wort, wie es geschrieben steht im Evangelium Matthäi, übersetzt ins Deutsche durch Dr. Martinum Luther:

Kommet her zu mir alle, die Ihr mühselig und beladen seid; ich will Euch erquicken.

Die Zeit des Schweigens, meine Freunde, ist vergangen, und die Zeit zu reden ist gekommen. Lange genug habt Ihr die Schmach geduldet, die auf der Christenheit liegt; jetzt ist die Zeit da, tut sie von Euch ab. Ich bin durch Eure Kirchen und Klöster gegangen und habe mit eigenen Ohren gehört, was Euch die falschen Diener des Herren lehren. Da ist mirs schier heiß und kalt geworden, daß Ihr solche Fabeln als Wort Gottes hören müßt. Da sprach ein Priester über Weihwasser und seine Kraft wider Teufel, Pestilenz und alles Unglück. Forscht selber nach, wo das in der Schrift zu finden ist. Denn Ihr alle könnt ja jetzt die Schrift selber lesen. Und was müßt Ihr vom Fegefeuer die Lügen mithören, so doch Gott selber nichts davon weiß? Kehrt zurück zu dem Wort, das Gott selber geoffenbart hat. Denn er selber hat gesprochen, und eben zu Euch, die Ihr mich jetzt hört! Ihr seid ja die Mühseligen und Beladenen, Euch will der Herr helfen, und Ihr fühlt auch, daß Ihr es seid; warum wärt Ihr sonst hier? Die aber stolz und hoffärtig sind in ihrer Pracht und Weltlichkeit, die Geistlichen, die faulen Pfaffen aus Eurer Stadt: wo stecken sie? wo sind sie geblieben? Sie sind geflohen, denn sie fürchten sich; ja, wo es ein rechtes Wort Gottes zu hören gibt, da ist's ihnen ein Greuel.“

So begann der Redner, um dann die römische Lehre als eitel Menschenwerk, als Verführung und Mißbrauch zu geißeln. Selbst die Gewalt des Papstes, ja der Konzilien griff er an und verkündete mit Feuerworten das allgemeine Priestertum der christlichen Kirche.

„So nun der geistliche Stand nicht mehr ist als der weltliche: also auch der Papst ein armer, sündiger Mensch: wie könnte er Sünden vergeben? Wo hat ihm Gott die Macht dazu gegeben? Darum ist's Frevel, an Sündenvergebung durch Menschen, überhaupt durch äußere Dinge, als da sind gute Werke und dergleichen, zu glauben. Die Erbsünde lastet auf uns allen mit erdrückender Wucht und kann nicht hinweggewischt werden wie ein äußerlicher Makel, sondern allein durch innere Reinigung. Diese Reinigung aber geschieht allein durch die Buße, und das Leben der Gläubigen soll, so will's der Herr, eine stete und unaufhörliche Buße sein. Diese wahre Buße schafft erst die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, und zu ihr dringen wir allein durch den Glauben.

Wie aber gelangen wir zum wahren Glauben? Wendet Euch, wenn Ihr einmal recht verzweifelt seid und nicht aus, nicht ein wißt, vertrauensvoll an Euren Vater im Himmel und ergebt Euch ganz in seinen heiligen Willen, in der festen Überzeugung, daß er es wohlmachen wird! Seht, das ist Vertrauen, das ist Glaube! Und dies Vertrauen in Gott, diese feste Zuversicht, daß er alles zum guten Ende führen wird, wenns sich auch vielleicht mit unsern irdischen Wünschen und Gedanken nicht verträgt, das ist der Glaube, den Gott fordert, und dieser Glaube schafft die Seligkeit. Ist das nicht schöner als was Eure Priester Euch lehren? In diesen Worten, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben, hängt die ganze heilige Schrift. So tut ab von Euch alle äußerlichen guten Werke, — sie sind zu nichts nütze, wenn nicht der Glaube sie eingibt. Werfet von Euch Eure Gebete; — sie taugen nicht, wenn nicht der Glaube sie belebt.

Nun also: wo Glaube ist, da ist Gott, und wo Gott ist, da ist Liebe. Und wo die Liebe weilet, da wird aufhören Neid und Streit und alle Laster, und der Friede Gottes wird einziehen in der Menschen Herz. Trachtet Ihr darnach, daß Ihr den Glauben findet!“

Was der Mönch vorbrachte, war nicht alles neu. Mancher Wanderprediger hatte ähnliche Gedanken entwickelt, aber keiner hatte es gewagt, in solcher Schärfe die Grundgedanken der Kirche anzutasten und zu erschüttern. Darum machte die Predigt, obwohl mancher enttäuscht sein mochte, daß er der weltlichen Gewalt, des Rates und des Herzogs so völlig geschont, gewaltigen Eindruck. Ein jeder fühlte, was der Mönch lehrte, das kam aus einer feurigen Seele. war aus schwerbewegtem Leben hervorgegangen, und es war ihm heiliger Ernst mit jeglichem Worte. Ein eigentümliches Feuer und Leben blitzte aus seinen Augen, das sich, je länger er sprach, umsomehr steigerte, und als er geendet hatte und den Segen sprach, herrschte andachtsvolles Schweigen, und ein Teil der Hörer lag demütig auf den Knien.

Endlich löste der Menschenstrom sich auf; man suchte Ketelhot, er war nicht zu finden. Noch sprach man wohl über seine Rede, jeder nach seiner Art. Der eine war im Innersten berührt durch die Macht des göttlichen Wortes, den andern freute mehr die Niederlage der alten Kirche. Aber eines stand bei allen fest: der Mönch hatte es an sich selbst erfahren, er mußte es wissen, was Buße und Glaube bedeutet.

Die Menge wogte in die Stadt zurück, und der Geist Gottes schwebte über ihr.

Unter denen, die der Predigt zugehört hatten, war auch Jürg Smiterlöw. Bald lauschte er aufmerksam, weil das, was der Mönch vortrug, ihn innerlich erfaßte, — bald irrten seine Augen wie suchend unruhig umher, bis sie sich endlich auf einen Punkt hesteten: das dunkelblonde Haupt einer schönen Jungfrau. Jetzt nach der Predigt galt es, sie zu finden; — das war nicht leicht, denn durch das Gewand unterschied sie sich heute nicht von den andern Hörerinnen; in ihrer Ordenskleidung hätte sie es nicht wagen dürfen, die kezeri-

sehen Worte des abgefallenen Mönches anzuhören. Endlich aber erspähte sie Jürgs scharfes Auge, als sie sich schon eilenden Schrittes dem Kloster näherte, und schnell hatte er sie eingeholt.

„Gott zum Gruß, liebe Jungfrau! Auch Ihr seid gekommen, den Mönch zu hören? Wie war mein Herz erfreut, Euch zu erblicken! — Zürnt Ihr mir noch?“

„Wie sollte ich Euch zürnen, da ich doch in Eurer Gewalt war, und Ihr Euch meiner erbarmtet?“

„So hoffe ich, Ihr werdet nicht ins Kloster zurückkehren. Es ist nicht gut, daß Jugend so schnell verblüht. Denkt auch der Strafe, die Euch treffen wird.“

„Ich muß zurück; wohin sollte ich gehen? Ich bin eine Waise und stehe allein in der Welt.“

„So ist das Kloster Eure einzige Zuflucht? — Arme Jungfrau! — Und seid Ihr's zufrieden? haltet Ihr Gottes Wort so hoch, daß Ihr Euer ganzes Leben ihm weihen wollt?“

„Gottes Wort halte ich hoch“, erwiderte sie ausweichend, „aber wo ist das in einem Kloster zu finden? Darum bin ich hierher gegangen, um das wahre Wort zu hören, allen Verböten zum Trost.“

„Wie? Ihr haltet es mit der neuen Lehre, die Ihr, wie ich wähnen mußte, als kezerisch verdammt?“

„Von wem auch das Wort Gottes verkündigt werden mag: — ich halte es mit dem, das uns Gott selber offenbart hat, nicht wie es menschliche Sägung im Laufe der Zeit entstellte.“

„Verständig sprecht Ihr, Jungfrau; das ist, was auch mein Vater mich gelehrt. Auch in mir gibts eine Saite, die, so oberflächlich ich Euch scheinen mag, in hellen reinen Tönen schwingt, wenn man sie anschlägt. Und Ihr Jungfrau, habt sie gerührt! Darum kommt mit mir; die Eltern werden Euch Unterschlupf gewähren . . .“

„Einer entlaufenen Nonne? deren gibts zu viele auf der Welt! Ich gehe in meine Klausel zurück und harre weiter, was kommen mag.“

„So gebt mir zur Verjöhnung die Hand. Längst ist mir leid, was ich Euch antat, und es würde meinen Sinn betrüben, Euch erzürnt zu wissen.“

„Was tut das Euch, ob ich Euch zürne . . .?“

„Sprecht nicht so, Jungfrau; ich selber fühle es ja: da Ihr die rechte Saite meiner Seele angeschlagen habt, ist mein Herz erregt, und im Wachen und Träumen erscheint Ihr mir.“

Sie schwiegen, und er fuhr fort:

„Unehrlieblich war ich gegen Euch, und Ihr kennt mich nur in meiner Niedrigkeit. Sind wir Jungen doch verdammt, unsere Zeit nutzlos zu verbringen! Die Zeiten des Rittertums sind vorbei, und die Arbeit der Pfeffersäcke kann mich nicht reizen . . . Aber glaubt mir: auch ich habe oft über das nachgedacht, was jetzt die ganze Volksseele bewegt . . .“

„Jetzt sprecht Ihr ernsthaft, Junker, das verrät Eure Stimme. So laßt denn, was geschehen ist, ungeschehen sein“, und sie ergriff seine dargebotene Rechte. — „Lebt wohl, — ich muß nun fort.“

„Ich kann Euch nicht halten, aber ich werde sinnen, wie Euch zu helfen ist . . . Könnte nicht Ketelhot Euch beistehen?“

„Wenn das wäre!“ erwiderte sie, freudig erregt, „er gilt viel bei der Bürgerschaft und auch bei manchem vom Rat, wie ich höre.“ Und nach einigem Besinnen fuhr sie fort: „Würdet Ihr wohl ein Schriftchen an ihn befördern? ich werde es aufsetzen, sobald ich wieder im Kloster bin.“

„Don Herzen gern, liebe Jungfrau, und wie kann ich es holen? wie erlange ich Eintritt ins Kloster?“

„Da wüßte ich nur ein Mittel: hart gegen Morgen an der Klostermauer steht ein starker Walnußbaum, — leicht werdet Ihr ihn finden. Er reckt seine Zweige bis an das Fensterchen meiner Klausel . . . Aber, o Gott, wenn uns jemand sähe!“

„Seid unbesorgt! Ich lasse mich nicht fangen oder erkennen. Ihr reicht mir das Briefchen zu; wenn der Wächter die Mitternachtsstunde bläst, dann ist's an der Zeit.“

Sie waren bis in die unmittelbare Nähe des Klosters gekommen, und Jürg hielt es für geraten, zurückzugehen.

„Jungfrau, jetzt haben wir ein Geheimnis miteinander und müssen gute Gesellen sein. Versagt Ihr mir noch den Kuß, den ich begehre? Niemand sieht uns.“

„Die Sonne siehts“, wehrte sie ab, „und Gott. Raubt mir nicht mein gutes Gewissen, sondern helft mir sorgen, daß ich reinen Herzens zum Herrn beten kann. Dessen bedarf ich in meiner Not.“

Da ließ er sie gehen, und auch sie eilte davon.

* * *

Dem sonnigen Tag folgte eine finstere Nacht. Schwarze Wolken zogen über die alte Stadt hinweg, als wollten sie liebevoll verdecken, was an Schuld und Sünde auf ihr lastete. Und wie ein Abgrund gähnte aus den zerrissenen Wolkenmassen der Himmel, dessen grundlose Tiefe die wenigen aufblinkenden Sterne nur um so deutlicher zeigten. Wenn aber aus den dunklen Wolken die Mondsichel golden aufleuchtete und ihre Ränder mit zartem Schleier umsäumte, dann zuckte es hell über die Erde, als sollte sie von Schuld und Sünde geläutert werden.

In Angelikas Brust wogte es auf und ab; sie war gefangen, aber innerlich freier als je. Was sie längst in des Herzens Tiefen verborgen, der Mönch hatte es öffentlich bekannt, und die tausendköpfige Menge hatte ihm andächtig gelauscht. Und diesen Worten hatte mit suchender Seele auch der Jüngling gelauscht, der sie so unzart beleidigt und dann um Verzeihung gebeten hatte. Jetzt forderte er Liebe von ihr. Was sollte sie davon halten? Wollte er sie zu einem Abenteuer ausnützen? Dazu hatte er doch zu ernst und eindringlich gesprochen. Wäre er ein Betrüger, so hätte er zugreifen können, und niemand hätte es bemerkt. Nein, seine Erregung war echt gewesen, und sie, ja sie hatte die edleren Gefühle, die in seiner Brust schliefen, geweckt. Dann hatte er sich ritterlich gezeigt und wollte noch mehr für sie wagen; denn ein Wagnis war es, den Brief aus ihren Händen zu empfangen; strenge Strafe traf den, der den Frieden des Klosters störte. Würde er es wagen? Würde er kommen? Ja, sie

vertraute fest darauf; seine Augen hatten die Wahrheit gesprochen, sie konnten nicht lügen. Und in dieser Zuversicht schlug ihr Herz höher; ein Gefühl des Glückes und der Hoffnung, dessen sie so lange entbehrt, begann wieder in ihr Herz einzuziehen.

Der Wächter blies Mitternacht, und gleich darauf klang ein Geräusch, als wenn ein Hund angeschlagen hätte, an Angelikas Ohr. Sie wußte, was es bedeutete. Ihr Herz schlug zum Zerspringen und jubelte. Auch die Äbtissin wurde wach, öffnete das Fenster und schaute hinaus. Da gewahrte sie in dem Walnußbaum undeutlich eine Gestalt und vernahm zugleich ein Geräusch, als wenn jemand mit einer Gerte gegen die Glasscheiben pochte. Mit leiser Stimme rief sie den Eindringling an.

Niemand antwortete, und schon glaubte sie, es sei ein Spuk, der sie irregeführt. Doch nahm sie noch einmal ihren Mut zusammen und rief laut in die Nacht hinaus:

„Dort im Baume erkenne ich eine Gestalt! Antwortet mir, wer Ihr seid und was Ihr begehrt?“

Da hörte sie aus dem Baume eine rauhe, verstellte Stimme rufen:

„Was ich will? Euer Gold und Silber begehre ich; aber nun Ihr erwacht seid, spar' ichs mir für ein anderes Mal auf. Gehabt Euch wohl!“

Mit diesen Worten schwang er sich über die Mauer und verschwand. Seine schweren Tritte verhallten auf der Straße.

Rollo, der Klosterhund, war durch das laute Gespräch ganz wachgeworden, schlug ein paarmal kräftig an und sprang auf dem Hofe umher. Ihm glaubte die Äbtissin die weitere Wache überlassen zu können, sie schloß das Fenster und legte sich nieder.

Eine schmerzliche Enttäuschung war es für Angelika; in dieser Nacht konnte Jürg den Versuch nicht noch einmal wagen. Doch schon nach einer kleinen Stunde hörte sie wiederum ein leises Geräusch, ein Schatten tauchte über der Mauer auf, und eine schmeichelnde Stimme rief:

„Rollo, komm her, Rollo, schweig fein still; sieh, was ich dir mitgebracht.“ Rollo knurrte, aber er bellte nicht; allzu verführerisch drang der Duft einer großen Wurst ihm in die Nase. „Rollo, hübsch stille! so . . . leg dich nieder! Siehst du wohl, Rollo, mein gutes Tier . . .?“

Rollo knurrte, reckte sich, wedelte, schlug mit den Tazen die Erde, und ergriff dann gierig den von Jürg ihm zugeworfenen Leckerbissen. Jürg selbst aber sprang in den Hof hinunter und spähte umher. Da öffnete sich leise ein Fenster, und eine wohlbekannte Stimme sprach:

„Seid Ihrs wirklich, Junker? Gott sei gedankt, daß Euch die wilde Bestie nicht zerrissen hat.“

„Die Gefahr war nicht so groß, Jungfrau“, erwiderte er lächelnd, „schon morgen in der Frühe, denke ich, wird der Wasenmeister den Rollo holen. Der hat zum letzten Mal geknurr . . . Aber jetzt kommt und vertraut Euch meinem Schutze an.“

„Das darf nicht sein; auch sorgen Schloß und Riegel dafür, daß ich hierbleibe. Doch hier ist der Brief. Wenige Worte sinds; aber Ihr werdet Herrn Ketelhot berichten, wer ich bin und was mir bevorsteht. Wollt Ihr?“

„Gern will ich tun, was immer in meiner Macht steht, und auch Antwort bringen, wenn ichs vermag. Denn wund ist mein Herz, seit ich Euch kenne. Gott schütze Euch!“

Dann barg er das Briefchen sorgsam in seinem Wams, schlich sich bis an den Nußbaum und schwang sich mit seiner Hilfe behend über die Mauer. Niemand hatte etwas bemerkt, denn die Rede war leise umgegangen, und der sonst so wachsame Hund lag in den letzten Todeszuckungen am Boden.

6.

Am nächsten Morgen stand Ketelhot in seinem Zimmerchen im Gespräch mit seinem Hauswirt Johann Schult.

„So seht einmal, Herr Johannes“, begann er unwirsch, „was vom Rate zu halten ist. Lest nur, lest diesen Wisch! Schreiben mir, daß ich wohl nichts Anstößiges geredet, verbieten mir aber, weiterzureden.“

„Ja, die Pfaffen haben gar gewüet gegen Euch, und das Volk aufzuheizen gesucht mit übler Nachrede und Lasterung. So beugt der Rat vor; er wirds nicht ernstnehmen mit diesem Gebot, auch ist er in sich selbst uneinig. Doch was werdet Ihr tun?“

„Was ich tun werde? Nur das eine weiß ich: nicht meinen Glauben verleugnen! Wenn ich nicht reden soll, gut, so werde ich schweigen, — aber nur, wenn auch die Gegner schweigen. Unter dem Beding hat auch Herr Martinus Luther sein Schweigen versprochen. Reden diese aber ein Wort wider mich, und sie werden es tun, des bin ich sicher, und verbreiten weiter ihr Lügengeschwäg, so bin ich der letzte, der da schweigt. Denn das wäre Verrat an der Sache, die mir heilig ist. Das will ich den Herren vom Rate kundtun.“

Inzwischen war unbemerkt ein Junker in vornehmer Tracht eingetreten und begann, da jetzt die Männer schwiegen, und Johann Schult das Zimmer verließ, bescheiden:

„Nehmts nicht ungnädig auf, wenn ich geradeswegs eingetreten bin; wenn ich recht sehe, seid Ihr Herr Ketelhot . . .“

„Der bin ich“, lautete die Antwort, „und wer seid Ihr? was ist Euer Begehr?“

„Ich bin des Bürgermeisters Smiterlöv Sohn und komme mit einem Anliegen: daß Ihr helfen möchtet einer, die sich in großer Not des Leibes und mehr noch der Seele befindet. Herr, wollet diesen Brief lesen.“

Ketelhot las und fragte bedachtsam: „Und wie kommt Ihr zu dem Brief? Ihr seht nicht aus wie einer, der geistlichen Trost zu spenden vermöchte.“

„Es ist ein verlassenes Mädchen, das sich mir vertraut. Helft ihr, heiliger Mann, — sie ist dessen würdig.“

„Wie sagt Ihr: Heiliger Mann? Ich habe nichts gemein mit diesen Pfaffen, denen das Wort „heilig“ so leicht über die Lippen springt. Heilig ist nur einer, unser Gott, und wehe dem Menschen, der sich selber heilig nennen läßt. Nennt mich Ketelhot! das ist mein Name, und ich bin stolz auf diesen Namen. Gern höre ich, daß mein alter Vater noch heute an der Ecke steht und Kesselhüte schmiedet. Und auch

ich denke, noch manch einem Pfaffen meinen Kesselhut auf das Haupt zu drücken, daß ihm die Kinnbacken knirschen und das Spotten und Lästern vergeht.“

„Ihr sprecht feindselig gegen die Kirche, Herr Ketelhot.“

„Nicht gegen die Kirche, die mir heilig ist, weil sie Gott ist. Aber gegen das, was Menschenzähmung aus ihr in teuflischer Verblendung gemacht. — Nehmt Platz, Junker; da Ihr der Sohn eines Mannes seid, dem ich Dank schulde, so will ich Euch als meinen Gast ehren und Euch vorsetzen, was an schmalen Kost mein Keller birgt. — Herr Schult“, rief er aus der Tür, „schickt mir doch durch Eure Magd eine Kanne Bieres. — Jeder Deutsche“, fuhr er fort, „kann nicht bloß die Klinge, sondern auch den Humpen schwingen; das ist gut-deutsche Art. Aber das ganze Leben zubringen in Schlemmen und Saufen, wie die faulen Mönche es tun, das ist nicht christlich, auch nicht einmal heidnisch, sondern schlimmer denn tierisch. Und ums Erreichen zu können, hat die Kirche fremdes Gut gestohlen; die armen Bauern seufzen unter ihrem Druck. Doch allzulange kanns nicht mehr dauern, fürchtbar wird es einst tagen, denn fürchtbar gärt es unter den Bauern, und viel Wut hat sich bei ihnen gehäuft.“

Inzwischen hatte die Magd das Bier gebracht. Ketelhot rückte zwei Sessel heran, ergriff die Kanne, nahm einen kräftigen Zug und setzte sie zurück auf den Tisch, daß es dröhnte.

„Tut mir Bescheid, Herr Junker“, fuhr er fort, „und trinkt mutig zu. Hab ein ebenso reines Maul wie die Mädchen, mit denen Ihr des Sonntags zu Tanze geht und aus einem Glase nippt, und jedenfalls nicht ein so verlogenes Maul“, und der Jüngling tat ihm Bescheid.

„Und wie ist's mit dem Briefe des Mädchens?“ fragte Jürg, dem die rauhe Art des Mönches nicht zu behagen schien. „Darf sie hoffen? Sie ist ein feines Mägdlein, rein und tugendsam.“

„Muß es wohl glauben“, versetzte der andere, „da sie Euch also in Feuer setzt. Was sich tun läßt, will ich versuchen, — aber, Junker, ich habe kein Schwert, ihre Ketten zu

sprengen, und rohe Gewalt zu üben, ist nicht meine Sache. Doch bald wird's hier, hoffe ich, aus sein mit der Herrlichkeit der Klöster, und dann wird sie frei sein. Sorgt Ihr nur an Eurem Teil mit dafür, daß das bald geschehe; jeder muß dabei helfen. Darauf mögt Ihr sie vertrösten.“

„Das ist nicht viel, Herr, was Ihr versprecht“, erwiderte Jürg niedergeschlagen.

„Und doch ist's viel, so wenig es scheinen mag. Denn wisset: Ketelhot tut nie weniger als was er verspricht. Und damit Ihr helfen könnt, es bald zu einem guten Ende zu bringen: helfet selber mit, das Alte zu brechen, damit das Neue umso schneller den Sieg erringe.“

„Herr, ich bin jung und unerfahren und ohne Einfluß . . .“

„So schafft Euch Erfahrung, und damit Einfluß. Ihr könnt doch lesen?“

„Deutsch, Herr Ketelhot, und auch Latein.“

„So will ich Euch ein Buch geben, das Ihr lesen mögt, und wenn Ihr's gelesen habt, so schlagt's von vorne auf und lesets von neuem.“

Er trat an ein Büchergestell und entnahm ihm eine kleine Schrift, die er dem jungen Manne in die Hand gab.

„Sie ist von keinem geringeren als von Herrn Doktor Martinus Luther selber.“

Jürg las den Titel: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung.“

Und Ketelhot fuhr fort: „Dann aber leset die Bibel, wie sie uns Doktor Martinus in gutes Deutsch übersetzt und dem Herzen des Volkes nahegebracht hat; sie muß das Haus- und Familienbuch werden und sollte künftighin in keinem deutschen Hause fehlen. Damit schmiedet Ihr die Waffen für unsere Sache, bereitet den Sturz der heidnischen Auswüchse in der heiligen Kirche vor und helft damit auch die Ketten sprengen, die man um Mönche und Nonnen gelegt. Und nun geht und suchet mich auf, wenn Euch etwas unverständlich bleibt. Ketelhot verschließt sich keinem, der nach Wahrheit sucht.“

Jürg dankte mit kurzem Wort und verließ das Haus, nicht eben ganz durch das Erreichte zufriedengestellt.

„Kann noch etwas werden aus dem jungen Manne“, sagte Ketelhot leise vor sich hin, „wenn er in die rechten Hände kommt. Noch zu wild, zu viel ungegorener Wein, aber das ist das Recht schäumender Jugend. Er hat ein offenes Auge und scheint guten Herzens.“

Dann nahm er Papier und Feder zur Hand und schrieb die Antwort an den Rat, wie er Herrn Schult es zugesagt.

* * *

Wochen gingen durchs Land; Jürg folgte dem Räte des Mönches; langsam las er anfangs, wie tastend und zweifelnd, dann mit immer größerem Eifer. Und bald war er täglicher Gast in der Wohnung Ketelhots. Hatte er die rauhe Außenseite des Mannes auch zuerst als lästig empfunden, — je näher er ihm trat, desto weniger bemerkte er sie, und immer mehr drang er, von dem frommen und gelehrten Manne unterwiesen, in die Fragen ein, die damals die ganze Welt bewegten. Wenn er einmal bei der ungewohnten Arbeit erlahmen wollte, so brauchte er nur des holdseligen Mägdleins zu gedenken, das seit Wochen seinen Blicken entschwunden war, um den Gedanken wieder eine ernste Richtung zu geben.

Heute — drei Wochen seit dem letzten Wiedersehen waren vergangen — war es Jürg endlich geglückt, sich der Geliebten zu nähern. In eine Mönchskutte verkleidet, war er ins Kloster gedrungen, wobei ihm seine stets offene Hand geholfen haben mochte, und hatte von außen ihren Namen und sie damit ans Fenster gerufen. Nur ein Augenblick war es gewesen: ein Winken mit der Hand von seiner und ein stummes Kopfsneigen von ihrer Seite; — dann waren Schritte erklungen, und er hatte sich eiligst entfernen müssen. Aber er hatte sie gesehen, sie war gesund, und ihr Nicken mit dem Kopfe deutete er sich als ihr Einverständnis. Heute hielt es ihn nicht länger daheim. Sein Sinn war zu mächtig erregt, er mußte hinaus, um mit sich und seinen Gedanken allein zu sein, sich mit sich selbst zu besprechen.

Es war eine weiche, warme Sommernacht. Klar in prächtiger Fülle hing der Mond am wolkenlosen Himmel. Wer von den Höhen Altesfährs aus auf die Stadt hinüberblickte, währte sich mit ihr durch eine silberne, vom Mondlicht gewebte Brücke verbunden. Es war eine jener Nächte, in denen der flimmernde Glanz des Wassers, die Reinheit und Weichheit der Luft den Sinn einschläfert und in das hehre Reich der Träume entführt.

Jürg stand auf der Höhe von Altesfähr und schaute hinüber nach seiner Vaterstadt. Da ging es wundersam durch seine Seele, die Geister der Vergangenheit umschwebten ihn.

Wohin ist es mit dir, du alte Stadt, gekommen? Deine Geschichte zieht an meinem Geiste vorbei. Ein armseliges Fischerdörflein liegst du vor mir, fernab von aller Kultur. Singende Scharen, denen das Kreuz vorangetragen wird, ziehen vorbei, dich dem Christentum zu gewinnen, und fromme Mönche, die nicht bloß den Psalter, sondern auch Axt und Spaten zu führen wissen, folgen nach, dich auch für das Deutschtum zu werben. Da beginnt dein Siegeszug in der Geschichte. Die Strahlen der Abendröte, die noch leuchtend auf dem Meere zittern, erinnern an die Pracht, an den Glanz und Reichtum, der einst deine Mauern füllte. Sie gleichen dem prächtigen Purpurmantel, den König Waldemar trug, als er dich unterjochen wollte. Aber nicht umsonst führst du die Pfeilspitze in deinem Wappen; dein Pfeil hat getroffen, und zu Tode verwundet lag König Atterdags Reich darnieder. Das war ein Ruhmestag in deiner Geschichte, und die stolzen Bauten, die so ehrwürdig zu mir herübertagen, legen noch heute Zeugnis ab von dem Trutz deiner Bewohner, von der Weisheit der herrschenden Klassen, von hohem Kunstsinne und frohem, starkem Schaffen. Was ist aus der Kraft und Freiheit deiner Bewohner geworden? Sollen sie vergangen sein wie ein Traum? Sollen wir in Schmutz und Fäulnis, in die wir gesunken sind, verkommen? Nein, reißen wir uns los! Wie du allzeit unter Pommerns Städten vorangeschritten bist auf dem Pfade des Ruhms, so löse dich jetzt als erste von dem

zwingenden Banne Roms, wirf den Glaubenszwang ab und schreibe das freie Wort auf deine Fahne.

Wie kam der lebensfrohe Jüngling auf solche Gedanken? Es war der Einfluß seines Lehrers, der auf ihn wirkte; es war aber auch das Singen der Sommernacht, das seine Sinne berauschte. Und noch ein anderes kam hinzu: er liebte. Das hatte er seit Wochen gefühlt, jetzt wußte er es. Noch einmal bäumte sich der Stolz in ihm auf. Sie war doch nur ein armseliges Mägdelein, gefangen und betäubten Herzens; was konnte sie einem sieggewohnten, ritterlichen Jüngling sein, wie er es war? Sollte er der Schwäche nachgeben, dieses Kind zu lieben und ihr zuliebe sein ganzes Leben zu ändern? — So redete ihm sein übermütiger Sinn wohl vor. Aber die Liebe überwand, Demut und Bescheidenheit gewannen die Oberhand. Nicht lange mehr, so hoffte er doch, war sie eine arme Nonne; bald war sie frei, und dann würde eine Jungfrau aus vornehmerem Geschlecht in voller Jugendblüte vor ihm stehen. Und er hatte ihre Ehre angetastet, er hatte an ihr gezweifelt. Konnte sie ihm das je vergeben? Mußte nicht ihr Stolz sich aufbäumen und sie sich hart gegen ihn verschließen? Aber sie hatte ihm doch zugnickt, und eine leichte Röte, so glaubte er gesehen zu haben, war ihr ins Antlitz gestiegen. Zornesröte war es nicht gewesen, denn ihr Mund hatte holdselig gelächelt.

O Gott im Himmel, so darfst du hoffen . . .? Dann heißt es, sie erringen und verdienen! Kehre um von dem trägen Leben, dem leeren Dasein, das dich nicht befriedigt! Trage auch du dein Scherflein dazu bei, daß der freie Geist stolz und mächtig seinen Siegeszug hält über die Erde. Dem Herzen Deutschlands ist das freie Wort ausgegangen, dorthin eile, es zu lernen, und wenn es dein eigen geworden ist, andere zu lehren. Und wenn du dann zurückkommst, mit der Palme des Sieges geschmückt, im Schmucke des priesterlichen Standes, dann darfst du frei und froh vor ihr Antlitz treten und zu ihr sprechen: „Seht mich gereift, Jungfrau, und verwandelt! jetzt begehre ich Euch mit Herz und Hand; wehrt Ihr mir noch?“

Heiße Glut durchrieselte ihn bei diesem Gedanken. Jetzt erst empfand er ganz, was es bedeutete, das Mädchen zu gewinnen. Und als das Grau der Nacht sich senkte, und der junge Tag anfang, die Schwingen zu regen, da war er ein anderer geworden. Sein Sinn war gefestigt, und heiliger Ernst war ihm sein Streben. All sein nichtiger Stolz war dahin.

7.

Die Kämpfe um das Evangelium gingen in Stralsund weiter. Die geistlichen Würdenträger, die kurz vor Ketelshots Ankunft die Stadt verlassen hatten, kehrten zurück und versuchten mit aller Kraft, ihre Macht wiederherzustellen. Greuliche Szenen waren es, die sich tagtäglich in den Straßen der Stadt abspielten, und auch die Kirchen wurden Stätten wüster Zänkereien. Endlich kam es zu einem entscheidenden Kampfe. Der Rat war zur Regelung der Armen- und Krankenpflege in der Nikolaikirche versammelt, viel Volk, und naturgemäß nicht das ruhigste, war um ihn. Auch als er sich nach vollendeter Arbeit zurückzog, blieb das Volk zusammen, und bald klangen die geheiligten Räume wieder von dem Lärm des ungebändigten, einander aufhezkenden Pöbels. Da stürzte, von einer glaubenseifrigen Frau entsandt, eine Magd in die Kirche, um den Heiligenschein ihrer Herrin, den diese in Gefahr glaubte, zu retten. Sie drängte sich durch die Menge und rief:

„Das sind meiner Frau Spinde, rührt sie nicht an!“

Ein junger Mensch trat im Übermut mit dem Fuß gegen einen der Schreine; der fiel zu Boden und zerbrach; da begann sie ein furchtbares Geschrei und stürzte aus der Kirche.

„Wahrt Euch, wahrt Euch, die Martinier brechen die Spinde!“

Schnell verbreitete sich diese Kunde; unter die Besorgten, die ihre Heiligtümer retten wollten, mischten sich Anhänger der neuen Lehre, die mit allem, was noch an den alten Gottesdienst erinnerte, brechen wollten, und so entstand in

kurzer Zeit eine grauenhafte Zerstörung; die prächtig geschmückte Kirche glich bald einem Trümmerfeld.

Mitten in dies ausgelassene Toben hinein erscholl der Ruf: „Feurio . . . St. Katharinen brennt! Feurio . . .“

Ein schwarzer Rauch wie aus einer Esse stieg von dem Dach der Kirche auf. Schon leckten gierige Flammen an den Sparren empor, und ein gelber Feuerschein verbreitete sich rings um das Gebäude. Alles eilte zum Ausgang. Ein furchtbares Gedränge entstand. Die Kinder schrien hell auf, Weiber heulten, kreischten und bekreuzigten sich, der jüngste Tag erschien vielen angebrochen. Dazwischen lautes und wüstes Geschrei der Männer, Hundegebell, gassenhauerische Weisen, von abgefallenen Mönchen auf der Orgel gespielt.

Kaum hatte die drängende Menge den Ausgang erreicht, da ertönte wieder, dumpf ausgestoßen, der Schreckensruf: „Feurio, Feurio . . . Wo brennts?“ „In St. Brigitten!“

Zu beiden brennenden Klöstern stürzte sich die von wildem Taumel hingerissene Menge, johlend und sich im Schreien überbietend.

Auch an Jürgs Ohren war der Ruf gedrungen. Von Kindern und Hunden verfolgt, stürzte er davon, barhäuptig, dem Tribseer Tore zu. Ein Leichenzug sperrte seinen Weg, er achtete des nicht. Mit starken Armen durchtrennte er ihn. „Nur vorwärts, vorwärts“, war sein einziger Gedanke; „helfen, retten, wenn es noch geht.“ Bald drang ihm dichter Qualm entgegen, der, wie er zu bemerken glaubte, mehreren einzelnen Feuersäulen entsprang. Also mußte das Feuer angelegt sein. Welcher frevle Bube hatte Hand an das heilige Gebäude gelegt? — Heilig? nein, das war vorbei für immer, aber ihm wars heilig! Doch weiter!

Auch vor dem Tore drängte sich das Volk, und im Vorbeieilen hörte er die Worte:

„Ist ihnen schon recht, den Pfaffen und Dirnen.“

„Ja, noch gibts Gerechtigkeit; erst haben sie uns geschunden, jetzt kommen sie dran.“

„Leute, jetzt gibts was zu holen, Silber und Gold in Hülle und Fülle.“

„Ach was, ich halte mich an den Keller; Wein gibts drin, soviel wir wollen.“

Dor dem Kloster war alles in größter Erregung. Mönche und Nonnen, die sich mit Mühe gerettet, standen vor dem Hause, dessen Dachstuhl bereits in hellen Flammen stand, und jammerten. An vier Stellen, das erkannte man deutlich, war das Feuer ausgebrochen, und von all der reichen Habe war wenig zu retten gewesen, denn an kühn zfassenden Männern und Weibern fehlte es. Beherzter war das Volk, das auf den Schreckensruf zusammenströmte. Es drang jetzt in die Gemächer ein unter dem Schein zu retten, und hauste Räubern gleich in den einst geheiligten Räumen. Die Gemälde im Saale der Äbtissin wurden mit Messern durchstoßen, Pergamente und Bücher zerschnitten, dem wundertätigen Bild der heiligen Maria der Kopf abgeschlagen und das Bild selbst ins Feuer geworfen. „Tu nun Wunder, wenn du kannst; zeige, ob du auch brennst.“

Die Äbtissin stand starr vor Schrecken und Angst, von weinenden Schwestern umringt. Plötzlich ein Knirschen, Knistern und Klirren im alten Gemäuer, ein jäher Aufschrei der Menge und darauf ein donnerähnliches Getöse. Der Giebel an der Ostseite war eingestürzt. Hochauf schlugen die Rauchwolken, eine feurige Lohzunge stieg zum Himmel auf. In diesem Augenblick kam, weit dem nachdrängenden Menschen schwarm voraus, Jürg heran, eilte wie geistesabwesend auf die Äbtissin zu, packte sie am Gewande und rief sie an:

„Wo ist Angelika?“

„O mein Gott, die setze ich gefangen ins Verließ. Ja, so rächt sich Ungehorsam und Sünde. Gott sei ihr gnädig.“

„Kommt sie um, du Dettel, so folgst du ihr nach; so wahr ich lebe, schwör' ichs dir!“ stieß er hervor und hielt der Zitternden die geballte Faust vors Gesicht. Dann stürzte er, das gezückte Doldmesser in der Faust, auf das unschlüssig dastehende Hausgesinde zu.

„Wer hat den Schlüssel zum Verließ?“
Langsam trat der Pförtner hervor.

„Schließ auf, du Hund, und führe mich zu ihr! Aber schnell, oder mein Messer fährt dir in den Bauch!“

Dor Schreck willenlos, und weil für die im Erdgeschosß belegenden Räume keine unmittelbare Gefahr bestand, eilte der Pförtner, so schnell die dünnen Beine den mächtigen Wanst tragen konnten, voran und öffnete die Thür. Jürg trat ein; Angelika hatte den Lärm gehört, ohne recht zu wissen, was in ihrer unmittelbaren Nähe sich abspielte. Erst von Jürg erfuhr sie, in welcher Gefahr sie geschwebt. Da übermannte sie der Schreck; sie fiel wie besinnungslos in seine ausgebreiteten Arme, barg ihr Haupt an seiner Brust und schluchzte laut wie ein Kind.

„Jetzt komm, Geliebte, wir dürfen nicht zögern“; er hob sie auf seine starken Arme und trug sie hinaus, hinaus durch die Reihen der jammernden Schwestern, vorbei an der noch immer starr stehenden Äbtissin, hinaus aus den Mauern, die ihr junges Leben verpestet hatten.

„Jetzt bist du frei, und niemand soll dich hindern, mit mir zu kommen in meiner Eltern Haus.“

„Das kann nicht sein“, erwiderte sie leise, „Eure Eltern werden mich nicht aufnehmen. Eine verlaufene Nonne ist kein Schmuck für ein vornehm Haus. Ihr seht ja selbst, welcher Achtung sich das Kloster erfreut.“

„Aber was gedenkt Ihr zu tun?“

„Ich bleibe einstweilen bei den Schwestern und harre, was Gott über mich verfügt.“

„So will ich meiner Eltern Stimmung erforschen und Euch jetzt nicht halten. Lebt denn wohl. Gott wird alles zum Guten wenden. Aber wenn Ihr frei seid, und meine Eltern bereit, Euch aufzunehmen, darf ich dann von Euch erbitten, liebe Jungfrau, wonach mein Herz seit langem sich sehnt?“

„Ihr erschreckt mich, Junker; Ihr wolltet . . .?“

„Um Euch werben mit heißem Herzen. Seit ich Euch sah und Eure hilflose Unschuld, ist mein unsteter Sinn gefestigt, und immer, immer mußte ich Eurer gedenken.“

„Zum Ehebunde, wenn er recht geartet ist, gehört Liebe auf beiden Seiten. Ihr habt Euch ritterlich und unerschrocken

gezeigt, — aber Ihr tatet nichts, meine Liebe zu erringen.“

„Habt Ihr noch nicht vergeben, was ich aus Unbedacht gefrevelt?“ fragte er bitter.

„Das sei ferne von mir, Euch das länger nachzutragen. Ich selbst hatte Brüder, die jetzt der kühle Rasen deckt, denen man bei ihrer Lebenslust manch derben Scherz nachsehen mußte.“

„Oder ist das Nonnengewand, das auch um Euer Herz Klammern gelegt hat?“

„Ich fühle mich innerlich frei von den Banden der alten Kirche . . .“

„Oder tragt Ihr eine andere Liebe im Herzen . . .?“

„Nein, Junker, ich war zu jung, als ich der Eltern Haus verließ, — und das Kloster gab mir keine Gelegenheit zu irdischer Liebe.“

„Also fehlts an der Liebe zu mir. Wohl hatte ich gehofft, daß sich in Eurem Herzen etwas für mich regte . . .“

„Wie sollte das geschehen? Wohl seid Ihr ein tapferer Mann, und wohl auch ein guter, Eurem starken Arm verdanke ich mein Leben. Aber zu wahrer Liebe gehört auch Achtung . . .“

„Und die wolltet Ihr mir versagen?“

„Quält mich nicht, Junker, Gott weiß, ich wünschte selber, ich könnte anders entscheiden; — und nehmts nicht zu streng, was ich sage, — aber daß ichs nur gerade heraus erkläre: daß Ihr keinerlei ernste Pflichten habt, in Eurer Jugend, bei Eurer Kraft: das will mir nicht in den Sinn!“

Da ließ er ihre Hand, die er ergriffen hatte, fahren; das Blut schoß ihm ins Gesicht, und bitter erwiderte er:

„Ihr habt das Rechte getroffen, — und darum schmerzt es doppelt. Aber ich liebe Euch, Jungfrau, und lasse Euch nicht leicht hin fahren. Von heute an will ich um Eure Liebe werben. Und wenn Jahre vergehen, so Gott mir das Leben läßt, ich komme wieder . . . Lebt wohl!“

Er verneigte sich und ging davon.

„Lebt wohl“, preßte sie mühsam hervor, und eilte zu dem Haufen der noch immer die Äbtissin umgebenden Schwestern. Ihr war's, als wäre ihr eine Welt von Glück vor den Augen versunken.

* * *

Lange saß sie da, ohne Tränen, ohne Fassung, ohne Ziel, und starrte ins Leere, in die Weite. Erst als eine Abordnung des Rates zur Ordnung der gänzlich aufgelösten Verhältnisse erschien, kam sie mit ihren Gedanken in die Wirklichkeit zurück. Und als sie nun aus dem Munde des Klosterprovisors erfuhr, daß vorläufig kein anderes Unterkommen zu finden sei, als in einem andern Kloster der Stadt, da packte es sie mit furchtbarer Angst. Hier draußen hatte sie wenig Glück genossen, aber die Vögel hatten an ihrem Fenster gesungen, der Walnußbaum hatte seine schützenden Zweige über sie gebreitet, und durch seine grünen Äste hatte die Sonne ihr freundlich zugelacht. Wenn auch dies aufhören sollte, was blieb ihr dann noch? Nein, lieber fort ins ungewisse Elend! Auch das schlimmste Schicksal draußen in der Welt konnte ihr den Mut nicht so beklemmen wie die harten Augen der Äbtissin, die stichelnden Reden der Schwestern, die engen Mauern des Klosters. Darum fort, hinweg, soweit und sobald es ging! — Aber würde nicht ihre geistliche Kleidung sie verraten? Und wohin sollte sie den Fuß setzen? Da war schwer zu raten. Im Norden und Osten hemmte das Meer und der Sund ihren Schritt, und nach Westen dehnte sich viele Meilen weit das Gebiet des Schweriner Bischofs, zu dessen Sprengel die Stralsunder Klöster gehörten. Da blieb nur eins übrig: nach Süden. War es nicht möglich, daß in Greifswald, wo doch an der Hochschule erleuchtete Geister lebten und lehrten, der neue Glaube schon gesiegt hatte, und sie dort ein Unterkommen fand?

Auf einen Stecken, den sie im Hainholz sich bereitete, gestützt, begann sie die Wanderung rüstigen Schrittes, und der Mond, der wie eine kupferne Scheibe am Himmel aufleuchtete, grüßte sie als seine einsame Gefährtin. Bald aber begannen

die der Anstrengung ungewohnten Glieder zu erschlaffen, und der Hunger regte sich mächtig. Dazu überzog sich der Himmel jetzt mit dunklen Wolken, auch Regentropfen rieselten hernieder, erst langsam und vereinzelt, dann rascher und schwerer. Sie trat zum Schutze unter einen Baum und starrte in die schwarze Nacht. Da sah sie bei aufflammendem Blitz eine weite Fläche in silbernem Glanze aufleuchten wie einen metallenen Spiegel, und ein rollender Donner folgte nach. Das war die Wasserflut des Strelasundes, auf den sie von der auf der Höhe nach Greifswald führenden Straße hernieder sah. Schnell aber aber war alles wieder schwarz ringsumher und lautlose Stille; nur der Regen prasselte in schweren Tropfen nieder.

Böse Gedanken und wirre Erinnerungen kamen über sie, als sie so verlassen da stand im Dunkel der Nacht. Reckenhafte Gestalten, in dunkle Schleier gehüllt, nahen sich ihr und grinsten sie an. Sie trugen die Tracht der Brigittenschwestern, und die Große da vorn mit dem strengen kalten Blick, die trug die Züge der Äbtissin. Wieder zuckte ein Blitz auf, der die Umgebung grell beleuchtete und das Truggemälde zerriß. Wieder folgte ein langhin verhallender Donner.

Des Rotkehlchens in seinem Bauerchen gedachte sie. Wer wird dich jetzt, du armes Tierchen, pflegen, oder liegst du unter Schutt und Asche begraben? Hat sich niemand deiner erbarmt? O Gott, dort den Tod zu finden unter dem brennenden Gebälk? Da stiegen sie vor ihr auf, die dunkeln Mauern des Klosters und ragten schauerlich empor. Glimmende Funken sprühten auf und kamen näher; sie vernahm das dumpfe Rollen der prasselnden Flammen, und wieder war es die barmherzige Lohe des Himmels, die sie von diesem Alp befreite, und der hallende Donner, der sie in die Wirklichkeit zurückrief.

Aber die Funken, die sie erschaut, schienen zur Wirklichkeit zu werden; sie verdichteten sich zu einem trüben Lichtchen, das näher und näher kommend sich schaukelnd hin und her bewegte. Jetzt erkannte sie es: es war eine Laterne, die durch die schwarze Nacht leuchtete, und was sie hörte, war das Rollen eines herankommenden Wagens.

Zuerst erschreckte sie diese Wahrnehmung, dann aber erschien es ihr unglaublich, daß sie verfolgt werden könnte; sie erwartete den Wagen und redete den Fuhrmann an. Der erwiderte, er sei auf der Fahrt nach Greifswald mit Kaufmannsgut, und ließ sie auf ihre Bitte aufsteigen.

„Dat is recht, dat du weglöppst, Mäken; mit de Nonnenwirtschaft is dat vörbi. Äwer wat wist du in Gripswold? dor fängen sei di wedder.“

„Hängt denn die Stadt noch fest am alten Glauben?“

„As 'ne Klatt an't Wamms!“ entgegnete der Fuhrmann.

„So ist auch von dort nichts zu hoffen! Wenn ich nur andere Kleider hätte! diese würden mich verraten.“

„Dormit is dat nich so schlimm, denn du drögst ja noch din hoor un büst noch nich schoren. Äwer wo sall de Reis' nu hengahn?“

„Ja, wenn ich es selber nur wüßte! dorthin, wo es keine Kloster gibt.“

„Na Diern, denn lop man tau, bet du an 'n Hewen anstöttst, bi de Türken un Muhren . . . Äwer, nu legg di irst mal en beten dal; in't Krett liggt noch en Arm vull Stroh, un hier is ok en Sack, dat du di warmen kannst. Du klapperst ja ordentlich mit de Tähnen.“

Das Mädchen bettete sich wie ihr geheißener war, schlief fest ein und erwachte erst, als die Sonne schon hoch am Himmel stand, und der Wagen vor dem Tore zu Greifswald hielt. Der Fuhrmann gab ihr ein Kopftuch:

„So, dat bünzel di üm den Kopp, un denn lat dat hoor lang ruterbammeln; denn kennt di kein Minsch.“

Der Schlaf hatte Angelika erquickt; eine warme Morgensuppe, die der Fuhrmann im Freien bereitete, und ein kräftiger Imbiß taten ihr wohl; ihr Herz wurde frischer und freier.

Der Fuhrmann erwies sich als gesprächiger alter Mann von offenbar gutmütigem Sinn. Ihm schüttete sie ihr Herz aus. Es tat ihr wohl, mit einem Menschen, und wem auch der Geringsten einer war, zu sprechen, der Anteil an ihrem Geschick nahm, und das tat der Mann in dem groben Kittel.

Ja, min Kind, nu mötst du äwer weg; wenn de Rat dat spiz kriegt, dat du Luthersch büst, denn schickt hei di am End' noch wedder toröch. Wenn ik raden süll, ik würd' seggen: gah na Ollen-Stettin. Dat is 'ne grote und fine Stadt, dat ein Näj' un Uhren upritt.“

„Nimmt jemand mich mit, um Gottes Lohn, so danke ich ihm von Herzen wie Euch. Es wird auch da gute Menschen geben.“

„I ja, wenn ok nich grad vel. Wenn ik in din Hut steck, ik güng ahn Umstänn'n glik na Roden hen un düd'te em de Sak mal ut.“

„Wer ist denn das?“

„Wat, den kennst du nich? na, nu ward't Dag. Den kennt in Stettin jede Wickelpopp. Dat is, wat so de Öbberste von de nigen Papen is, gelihrt as en Ap und fründlich as en Katteiker, wenn hei mit den Start wippt. Äwer tauirft präuwet hei di bet in den binnelsten Grund.“

„Mag er prüfen; er wird nichts über mich erfahren, was die Sonne zu scheuen hätte.“

„Na, denn kam man irst mal mit in uns' Gasthus, den roden Grip. Schön ist' dor grad nich, äwer du kannst de Fru dor in de Wirtschaft helpen, bet mal Gelegenheit na Stettin is; denn is di ja vorlöpig nicks weg.“ —

„Morgen, Johann“, rief ihm ein Genosse zu, dessen Gefährt ebenfalls vor dem Tore anhielt und auf das Öffnen desselben wartete, „hest ja finen Besäuk bi di.“

„Frisch von de Waterkant“, war die Antwort; „reist du na Stettin, kannst sei hemmen.“

„Ik dank för de Wiwer; ik heww naug an min eigen.“ —

Der Handel mit den Wirtsleuten zum roten Greifen wurde rasch abgemacht. Die Leute waren nicht besonders freundlich, denn sie hatten viel mit rohem Dolke zu tun. Auch sah man in Greifswald scheinlich auf die Vertreter der neuen Richtung. Doch das kümmerte das Mädchen nicht, denn die Leute schienen von verständiger Gesinnung, und sie fühlte sich bei ihnen sicher. Es war ihr eine Freude, in einer bürger-

lichen, wenn auch noch so schlichten Haushaltung, mitschalten und walten zu können, nicht immer von den spähenden Augen der Äbtissin verfolgt zu sein.

Mit demselben Fuhrmann, der sie hierher geleitet hatte und der noch andern Tags wieder nach Stralsund zurückfuhr, sandte sie einen Brief an Ketelhot und bat ihn um Unterstützung und Rat, namentlich, wenn es anginge, um eine Empfehlung bei Herrn vom Rode. Und einige Tage später erhielt sie folgende Antwort:

„Derehrliche Jungfrau!

Habe Euren Brief empfangen und auch von Herrn Jürg Smiterlöw über Euch gehört. So freue ich mich, daß Ihr wohlauf seid und geborgen. Gehet aber fort von Greifswald, sobald Ihr könnt, denn dort geht der Teufel noch um und es ist nicht gut sein in seiner Nähe. Werde an Herrn Paulum vom Rode, so mir bekannt und wie ich hoffe, zugetan ist, schreiben; hoffe, er wird Rat wissen. Gott befohlen!

Der Eurige Ketelhot.

P. S. Füge den Brief lieber gleich bei. Den mögt Ihr dem Herrn selber übergeben. Weiß nicht, wann sonst wieder Gelegenheit nach Stettin sein würde, und die Sach' scheint mir Eile zu haben.“

Jürg hatte also mit Ketelhot über sie gesprochen, und der erste Hoffnungsstrahl glühte auf. Daran war kein Zweifel, wenn sie ihn noch je gehegt: Jürg, der unbändige, trogige, kühne, er liebte sie und war ihr treu.

Kaum eine Woche später fand sich eine Fahrgelegenheit nach Stettin. In zwei Tagen wurde die Reise zurückgelegt, und am dritten stand sie vor dem gestrengen Herrn.

* * *

Herr Paul vom Rode war ein vornehm aussehender, großer Mann mit ernstem, doch gutmütigem Gesicht. Das schwarze Haar war schon stark gelichtet, aber ein kräftiger Bart umrahmte das Kinn. Hochaufgerichtet stand er vor dem Mädchen.

„Du hast Einlaß begehrt, mein Kind, was wünschst du? . . . Doch wen hab' ich vor mir? Die Kleidung paßt seltsam zu dem äußeren Anstande . . .“

„Ehrwürdiger Herr, die Kleidung ist von guten Leuten in Greifswald erborgt. Vor Euch steht eine, die Euren Schuß begehrt. Nehmt dies Schreiben des Herrn Ketelhot aus Stralsund, und wenn Ihr könnt und wollt, so helft mir.“

Bei dem Namen Ketelhot glitt ein freundliches Lächeln über sein Gesicht.

„Was schreibt denn der Eiferer?“ fragte er, nahm den Brief, las ihn und erwiderte:

„Nun Jungfrau, Ihr seid auf dem rechten Wege, daß Ihr das Nonnenwesen beiseite geworfen. Gott will nicht, daß wir uns von der Welt absperren, sondern daß wir in ihr schaffen und wirken. Den Mann hat er in die Welt gestellt, wider das Böse zu kämpfen, und das Weib gehört ins Haus. So meine ich, sollt auch Ihr, wenns Gott gefällt, einst eine tüchtige Hausfrau werden. — Doch das hat Zeit; — wohin geht jetzt zuerst Euer Wunsch?“

„Herr Pfarrer“, entgegnete das Mädchen, „ich bin dankbar für jedes Unterkommen; und auch wegen der Worte über das Kloster danke ich Euch von Herzen. Bin ich auch von guter Herkunft, so bin ich doch arm und nenne nichts mein eigen. Darum soll mir keine Arbeit zu schwer sein, wenn ich sie für brave Leute verrichten kann.“

„Nun Jungfrau, das trifft sich gut: wenn Ihr zufrieden seid, so bleibt einstweilen hier. Meiner Hausfrau wird es wohlgefallen . . .“ und er rief in das Nebengemach:

„Frau Mechthild, komm doch einmal zu mir, wenns Euer Liebden gefällig ist. Siehe, das ist hier . . . Ja, wie nennt Ihr Euch mit Eurem bürgerlichen Namen? Denn den Klosternamen Angelika, so engelhaft er klingt, werdet Ihr nun wohl ablegen wollen.“

„Erika von Kronenberg ist mein Name; ich bin eines fränkischen Ritters Tochter, der im Kampfe des Kaisers Karl vor Mailand sein Leben ließ.“

„Und Eure Mutter?“ forschte der Geistliche weiter.

„Sie folgte dem Vater bald ins Grab, und da auch meine Brüder gestorben sind, im Kampfe der Fürsten wider die auf-rührerischen Bauern gefallen, so stehe ich allein auf der Welt.“

„Also eine Waise, wie du siehst“, betonte er mitleidig der Frau gegenüber, „aus dem Brigittenkloster zu Stralsund flüchtig; mein Freund Ketelhot schickt sie zu mir. Kannst du sie zu dir nehmen? Sie kann dir in häuslichen Derrichtungen zur Seite stehen, und bald“, fügte er lächelnd hinzu, „bald braucht mein tapferer Ehegemahl ja wieder eine Hilfe.“

„Ja, ja, liebes Kind“, erwiderte freundlich und gesprächig die noch jugendliche Hausfrau, indem sie dem Mädchen über das Haargelock strich, „ich helfe Euch gern. An Arbeit wirds nicht fehlen. Zweimal hat uns der Herr schon mit einem Kindlein gesegnet, aber aller guten Dinge sind drei. Doch Ihr seid, wie ich höre, von edler Geburt; — unser Haushalt ist nur schlicht.“

„Sind noch immer satt geworden“, warf lächelnd der Hausherr ein, „so an leiblicher wie an geistiger Speise.“

„Was tut die Geburt?“ versetzte Erika rasch, „ich bin im Kloster nicht verwöhnt. So Ihr Euch meiner annehmt und mir das liebe Elternhaus ersetzt, nach dem mein Herz sich oft so innig sehnt, will ichs Euch durch treue Dienste und Freundschaft danken.“

„So kommt denn“, sprach die Frau, und reichte dem Mädchen die Hand, „nun erst einmal in andere Kleidung, und dann zu den Kindern; sie sind doch nun mal die eigentlichen Herren im Haus. Leb wohl, Paule, ich werde alles Weitere besorgen.“

Sie gingen hinaus, aber Frau Mathilde kehrte noch einmal zurück und flüsterte ihrem Manne zu:

„Du Bösewicht, so hast du mich doch überlistet. Mir wars nicht not, noch eine Hilfe in der Wirtschaft zu haben; bin doch Gottlob frisch und gesund. Aber des Mädchens wegen konnt' ichs nicht zurückweisen.“

„Du siehst: Gott hat es so gefügt; ich habe sie nicht gerufen.“

So war Erika die Genossin des Rodeschen Hauses geworden, eines Hauses, von dem man in Stettin eitel Rühmens wußte. Paulus vom Rode war auf Bitte des Stettiner Rats von Luther selbst ausersehen worden, um dort die neue Lehre zu befestigen. Das Leben in seinem Hause war nicht reich an fröhlichen Festen, aber dafür tiefer in Denken und Glauben. Auch Erika nahm an alledem teil, und fühlte sich bald als Mitglied der Familie. Sie half bei allen wirtschaftlichen Arbeiten mit gutem Geschick, in Küche und Keller war sie tätig, und wurde, als die Frau Pfarrerin eines dritten Kindleins genesen war, den andern Kindern eine liebe Gefährtin. Die häusliche Arbeit von früh bis spät in dem ihr immer lieber werdenden Hause stimmte sie froh und glücklich.

* * *

Jürg kämpfte indessen einen schweren Kampf. Es war eine Zurechtweisung, die er von der Geliebten erfahren, und sie war nicht unbegründet, wie er als ehrlicher Mann sich nicht verhehlte. So ging er denn den schweren Gang zum Vater, mit dem er bei dem Ernst und der Strenge des väterlichen Wesens nie in ein recht vertrautes Verhältnis gekommen war.

„Vater“, begann er, „du hast mich oft meines Verhaltens wegen gescholten, wenn es dem Ernst der Zeit nicht entsprach. Ich sehe ein, daß ich Unrecht tat.“

„Nun also“, warf der Bürgermeister leicht hin, „und was wünschst du jetzt? denn nur um dieser Beichte willen bist du kaum zu mir gekommen.“

„Nein, Vater, ich habe eine Bitte an Euch, von deren Gewährung mein Lebensglück abhängt. Ich passe nicht zu Schreibtisch und Handelskontor, . . . Herr Ketelhot hat mir das Herz erregt, laßt mich auf die Hochschule gehen und Pfarrer werden.“

Erwartungsvoll schaute er den Vater an; dieser schüttelte unwillig den Kopf.

„Was faselst du da? In so ernsten Dingen gibt man nicht einer flüchtigen Gefühlsaufwallung nach. Ich habe früher nie eine solche Regung in dir entdeckt.“

„Wann hättest du auch andere Dinge mit mir verhandelt, als wie der Augenblick sie eingab? Lange schon ist mir das Leben leid, wie ich es führe, . . . nichts für das Herz, nichts für die Seele.“

„Weil du dich nie ernsthaft in deinen Beruf versenktest. Jeder Beruf aber erfordert die ganze Kraft des Mannes, auch die der Seele. Das hättest du eher bedenken sollen. Mein Handelshaus kann, da mich die Geschäfte als Bürgermeister stark in Anspruch nehmen, einer jüngeren Hilfe nicht entraten; da bedarf es einer führenden Hand, die ich in dir, bisher leider vergeblich, zu gewinnen hoffte.“

„Weil mich das Herz unbewußt zu anderem, Höherem, trieb.“

„Merkwürdig“, spottete der Vater, „daß diese Entdeckung deiner selbst zusammentrifft mit üblem Leumund, der wieder einmal in der Bürgerschaft über dich umgeht.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Dann will ichs dir deutlicher sagen“, erwiderte der Alte streng. „Man erzählt, daß du in letzter Zeit mehr Ohr und Auge für eine schöne junge Brigittinerin gehabt hast, als deiner Arbeit zuträglich war. Derlei Possen solltest du lassen, wenn dir der geistliche Beruf ernst ist.“

„Im Herzen gehört sie längst nicht mehr zur Gemeinschaft der Nonnen; wills Gott, wird sie bald frei sein, — vielleicht ist sie's schon, denn ich habe längere Zeit keine Nachricht über sie . . . Doch ich wills gestehen: der Gedanke an sie hat den Entschluß in mir gekräftigt.“

„Und was hat das mit deinem Berufe zu tun?“

„Weil ich gedenke, sie als meine Gattin heimzuführen, . . . sofern sie mich für würdig erachtet.“

„Wie! . . . du wolltest eine weggelaufene Nonne heiraten? Du, der du einem der ersten Häuser der Stadt entstammst?“

„Vater, auch sie ist aus edlem Hause, und selber voll Unschuld.“

„Schlag dir das aus dem Sinn! — in unserm Hause ist kein Platz für zusammengelaufenes Volk, wie man nachgerade die Menge der entlaufenen Mönche und Nonnen nennen muß.“

„Vater“, fuhr es dem Sohne heraus, während er den aufsteigenden Grimm zu meistern suchte, „du sprichst harte Worte, die du dereinst bereuen könntest.“

„Ich werde mir von dir nicht gebieten lassen, was ich sagen oder verschweigen soll!“

„Ist das dein letztes Wort?“

„Es ist mein letztes! Seh ich aus, als ob ich scherze?“

„Dann ist's das Wort, das uns scheidet . . . Vater!“ bat er noch einmal, sich zur Ruhe zwingend.

Doch dieser beehrte auf und unterbrach den Sohn:

„Du kennst meine Meinung und meinen Willen! Diese sind und bleiben im Hause Gesetz.“

Da zwang Jürg den aufsteigenden Grimm gewaltsam nieder und ging leise hinaus, hinaus zur Mutter, die er im Erkerzimmer bei seiner Näharbeit sitzend antraf. Wohl erreichte er, daß sie zur Fürsprecherin für ihn beim Vater wurde, — aber ohne Erfolg. Der alte Herr war eigenwillig und nicht gewohnt, daß jemand seine Entschlüsse bekrittelt. Starrsinnig blieb er bei seiner Absage.

„So weiß ich, was ich zu tun habe, Mutter. Ich fühle mich ausgestoßen aus dem elterlichen Hause, vom eigenen Vater verstoßen, und will mir fortan allein mein Leben zimmern.“

Lange saßen Mutter und Sohn noch beisammen, Hand in Hand, aber auch die Tränen der Mutter vermochten nicht, ihn wankend zu machen. Er war zu schwer gekränkt, und mit dem Segen der Mutter ausgerüstet, aber mit dem Fluche des Vaters, zog er davon in die Ferne.

Die Zeit verrann; zwei Jahre waren seit jenen Ereignissen vergangen. Das Wort Gottes verankerte sich weiter in den Herzen der Menschen, und was Ketelhot gewünscht, war

eingetreten: die Bibel begann in der Lutherschen Übersetzung Haus- und Familienbuch zu werden. Sie war nicht mehr allein der Priesterschaft vorbehalten, — nein, jeder konnte Kraft und Erbauung aus ihr schöpfen.

Auch in der alten Stadt tom Sunde ging das alte Leben im gewohnten Geleise weiter: Geburt und Grab, Hoffnung und Trauer, Liebe und Haß, Freud' und Leid wechselten einander ab. Erika hatte sich in Stettin im Hause und Herzen der Rodeschen Familie einen festen Platz erworben, — Jürg aber lag eifrig seinen Studien ob. Er war ganz auf sich selbst gestellt. In den Häusern Wohlhabender gab er Unterricht, um sich durchs Leben zu schlagen, und im Innern setzte sich der Troß gegen den Vater immer mehr in ihm fest.

Es war Herbst geworden. Ein leises Frösteln ging durch die Natur, an den kahlen Baumkronen des Waldes ratterte der Wind. Aber wenn der Winter vorüber ist, so tröstete er sich, wird der Lenz sieghaft erstehen, die Sommersonne wird den Nebel durchbrechen; dann wird die Zeit des Harrens vorbei sein und die Zeit der Erfüllung kommen.

Eines Abends, als er über seinen Studien saß, klopfte es an der Thür, ein wohlbekanntes Gesicht leuchtete ihm auf sein Herein entgegen:

„Heda, confrater, Gott zum Gruß!“

„Ei sieh da, Bruder Barthel, — was begehrt du in Erfurt? Ich wähnte dich daheim auf der Kontorbank des Vaters.“

„Kontor, — nein, die Zeit ist vorüber; der Alte hat nachgegeben. Ich bin auf dem Weg nach Heidelberg, um ein Licht der Rechtsgelehrtheit zu werden“, erwiderte frisch der Jüngere. „Und da mich der Weg durch Erfurt führt, dacht' ich halt: klopfe mal beim Jürg Smiterlöw an.“

„Recht getan, alter Freund! Was bringst du aus dem Nest daheim?“

„Grüße bring' ich, Jürg, von der Mutter, — und“

„Dem Vater?“ fragte der andere schnell.

„Nun, nicht gerade Grüße, — aber er hat mir aufgetragen, nach dir zu schauen. Alle sind wohllauf, und

Schwester Margareth ist ein Mädchen geworden, nach der einmal die jungen Herren die Köpfe recken werden. — Aber ich bringe noch weitere Grüße. Rate, von wem?“

„Wie kann ich's erraten?“

„Nun, ich will dich nicht martern; weiß ich doch nicht einmal, wie's bei dir da drinnen aussieht. — Kennst du noch die junge Brigittenschwester, Angelika? denk' an, ich hab' sie gesehen.“

Jürg fuhr auf, die Farbe wich aus seinem Antlitz.

„Sprich weiter“, mahnte er ungeduldig; „was ist's mit ihr?“

„Sie ist geflohen, gleich nach jenem Brande, — und ist seit zwei Jahren beim Paulus vom Rode, dem Prediger von Alten-Stettin, der sie nach der Flucht gastfrei in sein Haus aufgenommen. Sie wird gehalten wie ein Kind im Hause, daß Sonnenschein sie ist, kocht das Süpplein und hütet die Kinder. Denk' dir an: ich komme von Stralsund durch Alten-Stettin. Denk' bei mir: sprichst einmal beim Herrn vom Rode vor; wird dir nicht schaden, von solch einem Herrn einen Segen als Zehrpennig auf den Weg mitzubekommen, weils mir leider an den wahren Zehrpennigen einigermaßen gebricht. Treff' ich sie da, munter und frisch. Die hat nach dir gefragt, — ich konnt' ihr nichts sagen, als daß du in Erfurt studierst. Sie und der Herr vom Rode senden dir ihren Gruß.“

Nun war das Eis gebrochen, und kurz wurden die langen Stunden, die die Freunde im Kämmerlein Jürgs miteinander verlebt. Der junge Morgen fand sie beide schlafend in ihren Sesseln, wo die Müdigkeit sie übermannt hatte. Dann zog Barthel Sastrow fürbaß, Sonne und Hoffnung im Herzen, und ließ Jürg in seinem Grübeln allein zurück. Seltsam ging es durch dessen Seele. Endlich hatte er Gewißheit, daß sie lebte, daß sie aus dem Kloster gerettet war, daß sie seiner gedachte. Sollte es ihm jetzt zu schwer werden, ihre Liebe zu erringen? Er eilte hinaus ins Freie, um allein zu sein mit seinen Gedanken. Und da kam es mächtig über ihn: war es recht, daß er dem väterlichen Willen noch immer trozte? — und war es

wirklich nur der Wille, Gott zu dienen, der ihn zu seinem Entschlusse getrieben hatte? Gott ist, das hatte er bei seinen eifrigen Studien mehr denn je erfahren, ein starker und eifriger Gott, der die Sünde der Kinder vergilt. Aber er ist auch ein liebender Gott, dem wir Menschenkinder vertrauen sollen aus vollem Herzen.

Da fand er nicht ein noch aus in den widerstreitenden Gedanken, und immer deutlicher trat vor ihn das Bild eines Mannes, der so großes Licht über die ganze Welt entzündet hatte, der der ganzen Welt grimmiger Feind oder freundwilliger Helfer und Wegbereiter geworden war. War nicht sein eigenes Lebensglück davon abhängig, wie er sich jetzt entschied? „Auf nach Wittenberg“, rief es in ihm, „frage ihn selbst, der Tausenden elender Menschenkinder den Sieg des Lichts über die Finsternis gebracht!“ — und schon wenige Tage später stand er in der alten Stadt vor dem Hause, in dem der Doktor Martinus wohnte.

Es war ein großes Haus, ein ehemaliges Kloster, in dem sich eine Zelle schmucklos an die andere reihte. Mit scheuem Zagen zog er die Glocke, neben der er den Namen des Gesuchten las, und es währte nicht lange, so trat eine junge, noch schlanke Frau heraus mit einem wenige Monate alten Kinde auf dem Arm, erwiderte freundlich den ehrfurchtsvollen Gruß des Studenten und fragte nach seinem Begehre.

„Meinen Herrn Doktor wollt Ihr sprechen?“ erwiderte sie, als sie Jürgs Anliegen vernommen. „Nun wohl! — gerade jetzt gehts nicht an, — er sitzt im Studierzimmer, wohl noch für einige Stunden. — Aber“, fuhr sie fort, als sich in Jürgs Antlitz deutlich die Enttäuschung malte, „wenn Ihr Euch zu mir auf den Hof setzen wolltet, so könnt's wohl sein, daß er Euch anhört; er schaut ab und zu einmal einen Augenblick auf, — nach mir und unserm Hännschen.“

So trat Jürg mit der Frau Doktorin auf den Hof und setzte sich neben sie unter einen Birnbaum, — denselben, unter dem einst der Mönch Luther mit dem wohlwollenden Vikar Staupitz so manch ernstes Wort gesprochen hatte.

Rings um den Baum breiteten sich kleine, wohlgepflegte Beete.

„Seht, wie zutraulich die Vögel sind . . .“ begann er.

„Die wissen genau, daß hier manches Krümlein für sie abfällt. Sie sind ja alle meines Hausherrn Mitstreiter. Der freut sich wie ein Kind über die Herren Doktors, wie er selber sie gern nennt, die zufrieden auf ihren Zweiglein sitzen, Gott für sich sorgen lassen und mit hellen Augen in die Ferne blicken.“

„So hat der Herr Doktor trotz seiner Gelahrtheit und großen Arbeitslast auch an solch kleiner Kreatur seine Freude?“

„Die allergrößte“, erwiderte Frau Käthe lebhaft. „Solltet's einmal erleben, im Frühjahr. Wenn da ein Buchfink so recht hell seinen Triller hinausgeschmettert hat, tritt er wohl hinzu, nimmt sein Käpplein ab und spricht zu ihm: „Mein lieber Herr Doktor“, sagt er, „ich muß bekennen, daß ich die Kunst nicht kann, die du kannst.““

„Das ist mir tröstlich zu hören; — da wird er auch einem armen Menschen helfen.“

„Ja, zu helfen gibts halt nicht viel“, erwiderte sie, auf die ärmliche Kleidung des Gastes blickend. „Aber zum Sattwerden hat er noch immer genug, und oft gibt er an Bedürftige mehr ab, als ich's mit meinem Keller- und Küchengewissen zu verantworten mir getraue.“

„Das ist's nicht, Frau Doktorin, was ich begehre. Ich trage ein Leid im Herzen . . .“

„Da seid Ihr jaust vor die rechte Schmiede gekommen. Er ist ein herzensguter Mann, mein Martinus . . . Doch horcht, ich hör' seinen Schritt! — den Finger aus dem Mäulchen, mein Hännschen! — Bald muß er hier sein.“

„Muß doch einmal schauen, wie weit mein Herr Käthe mit dem Rübenpußen gediehen ist, und was mein zahlos Hännschen macht . . . Aber du hast Besuch, liebe Käthe; ein neuer Kostgänger und Studiosus?“

Jürg war betroffen, so plötzlich vor dem Manne zu stehen, der die Welt in Bewegung gesetzt hatte, — aber vor seinem

schlichten Wesen verschwand schnell alle Scheu. Er nannte Namen und Herkunft und bat, den Herrn Doktor sprechen zu dürfen.

„Aus Stralsund, wo der eifrige Ketelhot wirkt? — doch wartet: Euren Namen sollt' ich kennen . . .“

Mein Vater, ein Bürgermeister der Stadt, ist auf dem Reichstage zu Worms mit dem Herrn Doktor bekannt geworden.“

„Recht so! — Er hat mir Mut zugesprochen in schwerer Zeit, da meine Seele schier verzagen wollte; — das will ich ihm danken, wenn ich kann. — So kommt mit mir“, erwiderte der Doktor freundlich und ging eine schmale Treppe voran, die in das große Studierzimmer führte. Eine breite Fensterbank sah auf den Hof und ließ den Blick durch das geöffnete Büchsenfenster frei. Geschmückt war es mit einem Bilde der Madonna, die einen Jesusknaben auf dem Arm hielt.

Freundlich lud Luther den Jüngling zum Sitzen ein, und dieser schaute zaghaft auf das gewaltige, bräungelockte Haupt und in die kleinen, aber feurig blickenden Augen in dem etwas gedunsenen, doch kräftigen Gesicht. Der Doktor hörte die ganze Beichte des jungen Mannes ruhig mit an, — kaum daß einmal ein Aufflackern des Auges seine Anteilnahme verriet. Dann fragte er:

„Nun beantwortet eine Frage, — aber so, daß die Antwort vor Gott bestehen kann: Ist Euch das Mädchen lieb und seid Ihr ernsthaften Willens, sie im Namen Gottes zu Eurer Ehefrau zu machen? Oder ist's ein Spiel der Eitelkeit, mit einem hübschen Fraß vor der Welt zu paradien und einherzustolzieren?“

„Nein, wahrlich, mir ist's bitter ernst, Herr Doktor, wie nie etwas im Leben, — und nur um sie zu erringen, habe ich dem Befehl des Vaters getrotzt.“

„Item: Seid Ihr so stark im Glauben und in der Liebe zu Gott, daß Ihr der Liebe der Eltern entbehren zu können glaubt?“

„. . . Nein“, erwiderte der Gefragte zögernd und etwas kleinlaut. „Wohl ist Gott in meinem Herzen, — durch eifrige

Studien kam ich ihm näher, — aber der Wunsch, das Mädchen zu besitzen, steht allem andern voran.“

„Tor, der Ihr glaubt“, tadelte streng der Ältere, „Gott durch Studien näher zu kommen. Von Gott wissen wir nichts, wir armen Sünder, und werden trotz allem Forschen und Grübeln nie etwas Wahres von ihm erkennen. Fühlen und erleben müssen wir ihn: das ist alles. So seid Ihr noch nicht am rechten Fleck, . . . aber Ihr seid wohl auf dem richtigen Wege. Da Ihr nun mein Urteil angerufen habt, so hört meinen Bescheid: Bei uns in deutschen Landen ist es rechtens und auch in der heiligen Schrift ist es festgelegt, daß der Sohn dem Vater soll untertan, treu und gehorsam sein. Diesem Gebot Gottes habt Ihr nicht gehorcht. Da Ihr aber ein gutes Ziel im Auge habt, — eine arme verlassene Nonne zu Eurem Ehegemahl zu erheben, gleich wie ich es mit meiner Frau Käthe vollführt, — sofern Ihr mir alles wahrheitsgetreu berichtet, woran ich nicht zweifle, — so kann Euer Streben nicht gegen Gottes Willen sein. Schreibt also an Euren Vater, fügt meinen freundwilligen Gruß hinzu, und suchet ihn freundlich zu stimmen. Denn ohne seinen Segen dürft Ihr nichts verrichten. Denkt an den Spruch aus Jesus Sirach: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißen sie nieder.“ — Und nun Gott befohlen!“

Jürg stand auf, dankte und ging hinaus. Wieder ging er an dem Birnbaum vorüber, wo Frau Käthe noch über ihren Rüben saß.

„Habt Dank, verehrte Frau, daß Ihr mir Zutritt verschafftet. Der Herr Doktor hat mir wohl geraten und ich werde seinem Rate folgen.“

„Nun, dann nehmt auch meinen Gruß, und gebt auch hier dem Hänschen die Hand. — Und dann fahrt wohl.“

„Noch eine Bitte, werte Frau; ich sah im Vorbeigehen ein großes Zimmer mit leeren Tischen und Bänken! Würdet Ihr mir gestatten, dort sogleich den Brief zu schreiben, den der Herr Doktor mir angeraten hat?“

„Hat's Doktor Martinus Euch geraten, so ist es gut, —

und Ihr solltet es lieber eher denn später tun. Tretet nur ein.“ —

Noch am gleichen Tage vertraute Jürg den Brief der Post an, die die großen Städte schon miteinander verband, und zog, frohe Hoffnung im Herzen, seine Straße nach Erfurt zurück. Frohe Hoffnung im Herzen: denn waren es auch nur wenige Augenblicke gewesen, die er dem großen Manne gegenübergelesen: er hatte doch ein Erlebnis gehabt, das er, wie er wußte, sein ganzes Leben nicht vergessen würde.

Und weiter ging die Zeit, — das Weihnachtsfest nahte. Frau Smiterlöw saß mit dem Töchterchen Margareth zusammen. Dies hatte die Hände gefaltet und betete:

Uns ist geboren ein Kindelein,
ist klarer denn die Sonne,
das soll der Welt ein Heiland sein,
dazu der Engel Wonne.
Hätt ich Flügel von Seraphim,
wie fröhlich wollt ich fliegen
mit den Engeln schön dahin
zu Jesus, meinem Geliebten.

Wobei sie bei dem schweren Worte Seraphim immer einen Seufzer ausstieß und stockte. Die Gedanken gingen mehr auf all die schönen Dinge, auf Äpfel und Nüsse, die im Vorjahre der heilige Nikolaus, nach dem der Vater seinen Rufnamen trug, im großen Sacke herangezogen. — Auch die Mutter war nicht bei der Sache. Tags zuvor war der Brief von Jürg gekommen, in dem er sein Herz ausgeschüttet hatte: — nicht bloß die Erlaubnis des Vaters zum Berufswechsel hatte er erbeten, sondern auch den Segen der Eltern zum Ehebunde, den er ersehnte, obwohl die Zeit noch nicht abzusehen war, wo sich die Hoffnung einmal erfüllen konnte. Das hatte den Vater arg verstimmt, und der Brief war am Abend zuvor Gegenstand des Streites zwischen den Eheleuten gewesen.

„Ich bin nicht willens“, hatte er entschieden, „dem Sohne nachzugeben. Die einfältige Liebelei hätte er in den zwei

Jahren wohl aus der Welt schaffen können. Bei einem Hansnarrenstreich hat er sie kennengelernt . . .“

„ . . . und in ernster Stunde ist sie ihm ans Herz gewachsen“, hatte die Frau beschwichtigend eingeworfen. „Denk', welch ein wilder Junge der Jürg gewesen, — und wie zahm ist er geworden!“

„Das ist deine Hoffnung, und darum glaubst du's. Mir ist der Beweis noch nicht erbracht, mag der Brief zahm genug klingen. — Nein, aus der Heirat mit einer Nonne wird nichts.“

„Auch Doktor Martin Luther, lieber Freund, hat eine Nonne gehehlicht; zudem ist sie aus edlem Geschlecht.“

„Habe nie gehört“, hatte die Antwort gelautet, „daß Luther Rücksicht auf seine Eltern zu nehmen hatte, die einfache Bauersleute gewesen. — Ich aber bin Bürgermeister, mein Haus ist wohl angesehen, auch über die Mauern der Stadt hinaus. Ich will mir nicht nachsagen lassen, daß eine wegelaufene Nonne mein Haus durch den Leichtsinns des Sohnes geschändet.“

„Lieber, sei nicht hart gegen ihn; — das nahende Christfest sollte dich milder stimmen.“

„Ich soll milde sein, und der Herr Sohn hat jahrelang in seinem Troge verharret? Ich will nichts weiter davon hören. Es bleibt, wie ich sage.“

So hatte das Gespräch mit einem Mißklang geendet, und das lastete schwer auf beiden, denn die Gatten waren einander in Liebe zugetan. Dazu kam, daß der Vater in der Erregung sogleich einen scharfen absagenden Brief an Jürg geschrieben und abgesandt hatte, was er heute gern ungeschehen gemacht hätte. Aber der Postwagen war fort, und das Schicksal mußte seinen Weg gehen.

9.

Wenige Monate nach seinem Besuch in Wittenberg saß Jürg allein in seinem Stübchen, sehnsüchtig auf Antwort harrend, die, wie er sich nicht anders denken konnte, nach

seinen Wünschen ausfallen mußte. Da endlich kam der Brief des Vaters. Er erbrach ihn mit heftiger Ungebuld und las, und als er gelesen, ließ er das Blatt sinken und starrte ins Leere. Kaum traute er seinen Augen. War es denn möglich, daß der Vater so streng bleiben konnte? Er las den Brief immer wieder, suchte ihm immer wieder eine mildere Auslegung zu geben; aber die Worte: „Denke nicht, daß ich meinen Willen dem deinen beuge! der entlaufenen Nonne verschließe ich den Eintritt in mein Haus“, waren zu deutlich, als daß sie einen Zweifel zugelassen hätten.

So kam eine stille Verzweiflung über ihn. Sollte er Abschied nehmen von der Hoffnung, die ihn die langen zwei Jahre aufrecht erhalten, die ihn auf einen andern Lebensweg geführt, die ihn zum Manne hatte reifen lassen? Die Enttäuschung kam allzu gewaltig über ihn: er stützte sein Haupt in die Hand und weinte bitterlich. Dann aber packte ihn der Ingrimm, und in verzweifelter Wut ballte er die Hände. Was konnte seinen Vater bewogen haben, auf seiner Weigerung zu bestehen? Hier durfte doch nicht kalte Erwägung, nur das volle Herz durfte sprechen. Darum klagte er in bitterem Groll den Vater als hart, als herzlos und ungerecht an, und zu dem Grimm gegen seinen Vater gesellten sich auch Zweifel an der Liebe der Mutter.

Es ist ein Schnee gefallen
Und ist es doch nit Zeit,
Man wirft mich mit den Ballen,
Der Weg ist mir verschneit.
Mein Haus hat keinen Giebel,
Es ist mir worden alt,
Zerbrochen sind die Riegel,
Mein Stüblein ist mir kalt.
Ach Lieb, laß dichs erbarmen,
Daß ich so elend bin,
Und schließ mich in die Arme!
So fährt der Winter hin. —

Jetzt eilt Jürg hinaus in die eisige Winterluft. Die Wälder Thüringens, die ihm so oft Mut und Kraft gegeben,

sie will er fragen. Meilenweit wandert er vorwärts und grübelt.

Es ist ein kalter, klarer Wintertag. Der Raufreif hat die Bäume mit Firnstaub übersät, die Nadeln der Tannen blinken schöner und glänzender, als wenn der sinnigste Meister seine Kunst geübt hätte. Ein leiser Lusthauch durch das feine Geäst genügt, um tausend Flocken lockeren Schnees herniederzusenden, und jede einzelne Flocke ist ein klarer Kristall, in bunten Farben schillernd, und leuchtender als das Edelgestein in einer Fürstenkrone. Aber den Jüngling, der dort hinwandert, läßt die Pracht unberührt. Es ist nicht Frühlingsglück, das dort leuchtet, — nein, die kalt schimmernde Pracht des Winters, die ein wundes Herz nicht erwärmt, sondern mit einer Rinde von Eis überzieht. Hart und kalt wird er gegen das, was ihm sonst heilig ist. Er faßt den Entschluß, dem Willen des Vaters weiter zu trotzen, sich allein sein Dasein, seine Welt zu erobern, — aber immer tönt ihm warnend das Wort ins Ohr, das der Wittenberger Doktor ihm mit auf den Weg gegeben: Ehre Vater und Mutter.

Am Abend hat Jürg nach langer Wanderung eine Herberge erreicht. Jetzt sitzt er müde und abgesspannt am Fenster der nur durch eine trübe Lampe spärlich erhellten Gaststube und blickt sinnend in den schweigenden Wald hinaus, in den der Mond sein Silberlicht gießt. Vor ihm steht auf dem Tische ein karges Mahl und ein Humpen roten Landweines. Einsam und verlassen fühlt er sich. Ihm fehlt der Rat der Eltern, der tröstende Zuspruch der Mutter. Jeder Entschluß, den er faßt, wird schnell wieder umgeworfen; er kann keinen Halt finden in dem Wirrwarr seiner Gedanken. Dann aber horcht er auf, — erst flüchtig, bald aufmerksamer. Er achtet auf die Reden, die am Nachbartische fallen; er kämpft mit sich, seine starren Züge beleben sich. Das Gespräch wird lauter und erregter, plötzlich springt er auf, hoch aufgerichtet tritt er vor und schlägt mit der Faust auf den Tisch, an dem die anderen sitzen.

„Topp, ich ziehe mit Euch; wollt Ihr mich haben?“

In wilder Unternehmungslust rollen seine Augen.

Die Worte galten einem jungen Kriegsmann, der am Nebentische mit mehreren Bauernburschen im Gespräch saß. Schon hatte der Wein in ihnen gewirkt, nur der Krieger schien ein derartiges Leben gewohnt zu sein, und obwohl er soviel getrunken hatte wie die anderen zusammen, stand er noch fest auf den Beinen und wankte nicht.

„Dacht' ich mir's doch“, erwiderte der Reitersmann, „daß ein schmucker Gesell wie Ihr nicht anders kann. Das ist recht; leben und leben lassen ist meine und auch des tapferen Frundsberg Devise. Im Kriege zeigt der Mann, was er wert ist, mit dem Schwert, nicht mit dem Gänsekiel in der Hand. Kommt her, Junker, setzt Euch zu uns. Herr Wirt, einen Krug! aber vom besten!“

Jürg erhob Einwendungen: er sei ein armer Studiosus, und der Beutel sei ihm nur knapp bemessen. Doch der Kriegsmann unterbrach ihn:

„Ihr seid mein Gast, werter Herr. Was würde wohl der tapfere Frundsberg sagen, wollte ich einen Mann wie Euch unbewirtet lassen?“

Mit einer einladenden Handbewegung an den neuen Gast, sich zu setzen, nahm er selber Platz, und spreizte die derben Beine vor sich hin, indem er mit den massigen Sporen den Fußboden ritzte. Dann fuhr er ruhmredig fort:

„Geld? Was ist uns Geld? Wir habens in Fülle. Noch leben wir von Herrn Frundsbergs Sold, den er uns reichlich bemißt. Aber wenn wir erst als Sieger heimkehren vom heiligen Rom: o, dann sollt Ihr Augen machen, was wir mitbringen an Schätzen und Juwelen.“

„Beutelust ist's nicht, was mich treibt“, warf Jürg ehrlich ein; „ich will ein tiefes Leid vergessen.“

„Oho, solch kleiner Liebesschaden. Kenn' ich, mein Freund, kenn' ich alles, hab's auch gehabt, an die hundertmal oder mehr. Da seid Ihr just vor die rechte Schmiede gekommen. Wir gehen nach Italien, Wein gibts da, soviel Ihr mögt, — und Mädels: oha! Bin schon dagewesen, als des Kaisers Knecht. Wär' längst Offizier, wenn nicht — wenn

nicht mein Arm wäre, den mir ein Türkenhund zerschlagen hat, daß er heute noch steif ist. Ein lustiges Land, dieses Italien! — Woher stammt denn Ihr?“

„Ich bin aus Stralsund gebürtig.“

„Stral — sund? Ja, ja. Auch ein berühmtes Land,“ erwiderte der Kriegsmann und tat einen tiefen Zug aus dem Krüge, um seine Unkenntnis zu verdecken.

„Es ist eine angesehene Stadt im pommerschen Lande.“

„Ja ja, da draußen im Pommernlande!“ Ihm schien ein Licht aufzugehen. „Daher das helle Haar und die blauen Trüxaugen. Solche Herren können wir brauchen. Könnt noch Offizier werden bei unserm Frundsberg, wenn Ihr was Rechts leistet. Das ist ein Mann, der seine Leute auskennt. Das seht Ihr an mir. Glaubt mir: nicht umsonst hat er mich auf die Mission ausgesandt, die Werbetrommel zu rühren.“

„Das merke ich“, erwiderte Jürg; „er braucht dazu einen Mann, der die Kanne zu schwingen weiß.“

„Freilich, Freund, ist auch das not. Ein ganzer Deutscher gehört dazu mit Bärenkraft und Löwenmut. Und das haben wir Landsknechte, — fühlt einmal den Arm an, den unverwundeten, fest wie Eisen. Wohin wir hauen, da wächst kein Gras.“

Unter derlei Gesprächen wurde noch manche Kanne geleert. Die Bauernburschen, des Weines nicht gewohnt, schliefen auf den Bänken; die beiden andern freundeten sich rasch an, und oftmals wurde angestoßen auf die neugeschlossene Freundschaft, auf den Kaiser Karl, das „edle junge Blut“, und seinen Feldhauptmann, den wackeren Georg von Frundsberg.

* * *

Am nächsten Morgen, als Jürg den Wirt rief, um seinen Zehrpennig zu erlegen, war schon alles beglichen. Auch ein Roß war für ihn und die Bauernburschen beschafft, dazu Rüstung und Wehr, und wohlgefällig nickte der Werber, als Jürg sich leicht in den Sattel schwang und fest darin saß, als wäre das Reiten seine tägliche Beschäftigung. Selbünf ritten

sie von dannen, wohlweislich im schärfsten Trab, um über die Landesgrenze zu kommen, — denn die Klagen der Bauern über einen frechen Pferdediebstahl der letzten Nacht hätten ihnen allen, zumindest aber ihrem Führer, statt der Ehren leicht den Galgen einbringen können. Ein leises Grausen flog immer über des Werbers Rücken, wenn er an so einem Zeichen hoher Gerichtsherrlichkeit vorbeiritt.

So war Jürg unter die Landsknechte geraten und zog mit der sich immer vergrößernden Schar von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort, fort nach Italien, in das hochgepriesene, das fluchbeladene Land. Dort hoffte er von seinem Schmerz Erlösung zu finden.kehrte er zurück, mit Ruhm und Ehre bedeckt, wie sein jugendlich hoffnungsfroher Sinn es ihm wohl vorgaukelte, dann konnte auch das härteste Vaterherz nicht widerstehen. Litt er aber den Heldentod, so war's ein echt christliches Ende, und besser wars, auf dem Felde der Ehre, als auf dem Scheiterhaufen für seine Überzeugung zu sterben. Und frohen Mutes sang er in den erwachenden Morgen:

Innsbruck, ich muß dich lassen,
Ich fahr dahin mein Straßen,
In fremde Land' dahin.
Mein Freud' ist mir genommen,
Die ich nit weiß bekommen,
Wo ich im Elend bin.

So kehrte Jürg der deutschen Heimat den Rücken.

Und zur selben Zeit, als er mit den reisigen Scharen südwärts zog, fuhr auch von Stralsund aus ein Reisewagen gen Süden. In ihm saß Herr Nikolaus Smiterlöw, der es offenbar eilig hatte, von Stadt zu Stadt dahin zu fliegen. Er hatte den bösen Brief in der Übereilung geschrieben; dann hatte die Mutter eine gute Stunde benützt und die Erlaubnis durchgesetzt, Jürg zu trösten, um ihm doch nicht alle Hoffnung zu rauben. Der Vater, schrieb sie, könne sich nicht so schnell entschließen, Jürgs Wahl zu billigen, da er sich durch das lange Schweigen mit Recht gekränkt fühle. Wenn Jürg aber festhalte an seiner Liebe und das Mädchen sich als brav und

tüchtig erweise, so sei wohl zu hoffen, daß auch der Vater noch einmal seine Einwilligung gebe zu dem, was auch sie, die Mutter, aus tiefem Herzen billige.

Dieser Brief kam nach Ablauf einiger Wochen zurück, zugleich mit einigen Gulden, die Jürgs Wirtsleute aus dem Verkauf seiner zurückgelassenen, geringen Habe erlöst hatten, und mit einigen Zeilen, aus denen der Bürgermeister sah, daß Jürg ohne Abschied plötzlich fortgewandert und nicht zurückgekehrt sei. Da machte der alte Herr sich auf, mitten im Winter, um nach dem Verschwundenen zu suchen. Aber kein Anhalt bot sich dem Forschenden, keine Spur des Verlorenen, niemand hatte ihn gesehen. Jetzt stand es klar vor der Seele des Alten: der Sohn war tot. Ihn hatten die eis- und schneebedeckten Gefilde des Gebirges angezogen, in ihnen hatte er, des Lebens überdrüssig, den weißen Tod gesucht und gefunden. Würde er je sichere Kunde erlangen? Das war kaum zu hoffen; die wilden Naturgewalten sind verschwiegene Mörder.

Gebrochenen Herzens kehrte der alte Mann nach Stralsund zurück.

* * *

Jürg aber war nicht tot, sondern lebendiger, lebensfroher als je. Schnell hatte er sich in die neuen Verhältnisse gefunden. Von Jugend an gewohnt, den Körper zu stählen, war ihm das Leben im Sattel, das Reiten durch Wald und Feld, das fröhlich ruhelose Hasten und Jagen erwünscht. Durch tolle Streiche und Abenteuer konnte er seine trüben Gedanken besser verscheuchen, als in der Studierstube vor staubigen Büchern, und was an wehen Gedanken in ihm auftauchte: hier drückte ers mit Leichtigkeit zurück. — Hei, das war ein Ritt durch die frostklirrenden Wälder, über gefrorene Bäche, Ströme und Seen dahin. Und tief innen in seinem Herzen klang es lockend und aller Wunder voll: es ging ja nach Italien, der Sehnsucht aller Deutschen; dort hinter den trozigen Firnen der Alpen winkte es ihm lachend entgegen, das fluchbeladene, das hochgepriesene Land.

Die alten Reichskammerländer Mailand und Genua waren seit Jahren der Streitapfel zwischen Kaiser Karl dem Fünften und dem Könige Franz von Frankreich. Schon hatte jener einen glücklichen Krieg um sie geführt, aber die harten Bedingungen konnte König Franz nicht halten. So mußten die Waffen von neuem entscheiden. Franz fand einen mächtigen Bundesgenossen im Papst, und nun geschah das Unglaubliche, daß zur selben Zeit, als der Kaiser mit Hilfe des Papstes die Kezerei in Deutschland auszurotten bemüht war, gegen ebendiesen Papst eine kaiserliche Streitmacht zu Felde zog.

Ein zahlreiches Heer, wie es seit Menschengedenken Italien nicht gesehen, sammelte sich in den ersten Monaten des neuen Jahres in der lombardischen Ebene. Karl von Bourbon, von seinem königlichen Herrn und Vetter Franz von Frankreich beleidigt, war zum Kaiser übergetreten und hatte die Führung der Truppen übernommen; der tapfere Frundsberg stand ihm als Bundesgenosse zur Seite. Dieser hatte ein Heer von zwölftausend Söldnern angeworben und gut besoldet. Dann aber war ihm das Geld ausgegangen, und man hörte lautes Murren und Fluchen unter den Söldnern und auch in den Reihen der Offiziere; eine offene Meuterei und eigene Krankheit zwang ihn, nach Deutschland zurückzukehren, und Karl von Bourbon übernahm die Führung des Heeres, um es zum Sturm auf Rom zu führen, wo Erholung und reiche Beute winkte. —

Tiefdunkle Nacht liegt über der weiten, menschenverlassenen Kampagne. Nur das Brüllen der halbwilden Rinderherden und das eintönige Zischeln und Rascheln der Gräser, durch die der heiße Nachtwind streicht, unterbricht bisweilen die Stille. Die Gräbermale aus der alten Römerzeit halten ihren tausendjährigen Schlaf in stillem Schweigen. Die schmale Mondsichel, die eben noch über dem Horizonte flammte, ist niedergesunken.

Ein ernster, hagerer Mann mit strengem Blick durchschreitet schweigend die Heide; ein weißes Tuch umhüllt seine

Glieder, und eine Hippe ruht auf der Schulter. Aber er ist nicht bloß Schnitter, sondern auch Säemann. Emsig, unablässig streut er Samen aus, und sogleich schießt die Saat auf, eine giftige Saat voll fieberischer Dünste, — und wer sie einatmet, der erliegt ihrem todbringenden Odem. Die Gefährten müssen ihn verlassen, der ruhmlos daliegt, auf kahler Heide gebettet, die seine in der Sonnenglut bleichenden Knochen düngt.

Da tönt es durch die schweigende Nacht wie das Gesumme eines Bienenschwarms, erst in weiter Ferne, dann immer näherkommend und sich verstärkend; ein Murmeln wird daraus, ein surrendes Geräusch, wie wenn das Meer in der Tiefe grollt oder der Wind in den Kronen alter Kiefern harzt. Lauter und heller werden die Töne, schon klingt es wie Trommelwirbel in der Feldschlacht, und bald unterscheidet das Ohr das Getrappel von Pferdehufen, Sprechen und Fluchen der Reiter, Waffenklirren und Schwertgerassel. In gewaltigen Haufen wälzt es sich heran.

Das sind des tapferen Frundsberg wilde Scharen, und mancher Reitersmann, der heute lebensfroh durch die Heide streift, liegt morgen da als ein stiller Mann, nachdem die Dämonen des Fiebers ihn gepackt. Aber der wilde Troß zieht weiter, unbekümmert um das Los des Einzelnen; ein Ziel schwebt allen vor Augen: das heilige Rom.

Rotglühend geht die Sonne auf über der Kampagne und entzündigt mit ihrem reinen Glanze die blutgetränkte Erde. Der junge Morgen sendet erfrischenden Hauch über die wandernde Schar, daß sie aufatmet, als wenn ihr Befreiung winke von Not und Tod. Die ersten Sonnenstrahlen küssen die alten Gräbermale, wecken Hirten und Herden, die die Heide durchstreifen, aus ihrem Schlummer. Für das Heer sind sie das Zeichen, Halt zu machen und das Lager aufzuschlagen. Denn es ist müde, und zu den Märschen wählt man die Nacht.

Eine einsame Osteria steht am Wege, dort, wo das Heer lagert; sie ist das Ziel des heutigen Marsches. Auch sie ein Denkmal römischer Größe! Auf formlosem, efeuumranktem Steinbau gelegen, der schon die Züge römischer Kohorten ge-

sehen hat. Hier hat es die Nacht hindurch gelärmt; weinberauschte Landsknechte kommen schwankend aus ihr hervor, von der Sonne Gruß aus der alten Höhle gelockt. Hinter den Blumengewinden aber, die die Fensteröffnung umziehen, winkt eine schmale braune Hand Abschied, — ein glutäugiger Mädchenkopf mit wildem, zerzaustem Haar verschwindet.

„Die reine Kage, diese Pia“, schilt der eine lachend. „Strafsunder, auf dich hat sie's abgesehen. Schier neidisch könnte man werden.“

„Strafsunder, du blutest ja“, rief ein anderer. „Da an der Backe! Ja, wenn ein verliebtes Frauenzimmer beißt . . .!“

„Was wird da Jungfer Braut im Pommerland sagen?“

„Na, schäm' dich nicht, Jürg“, tröstete eine dicke Baßstimme, die dem Bekneiptesten der ganzen Gesellschaft angehörte; „hab's auch schon erlebt. Na, Jürg, — ich sag's immer: wir zwei beide!“ und er tastete unsicher nach Jürgs Hand, sie zu schütteln.

* * *

Die Sonne stieg höher und brütete die Saat aus, die nachts der Säemann gestreut hatte. In bunter Tracht lagen die Landsknechte auf harter Streu, auf Sätteln und Pferdedecken oder auch auf der blanken Erde und schliefen. Erst in den frühen Nachmittagsstunden, als die Sonne ihre glühendsten Pfeile herniedersandte, regte es sich, einer nach dem andern stand auf mit kräftigem Fluch, mit Gähnen und Gliederrecken, die Knechte holten Wasser für die Gäule. Und dann begann der fröhliche Teil des Tages, die letzten Stunden vor dem nächtlichen Marsch.

Heute gings wieder hoch und lustig her. Wirt und Wirtin der Osteria waren geflohen, als sie das Nahen des Heeres hörten, hatten aber wohl oder übel die mächtigen Fässer voll Wein im Keller liegen lassen müssen. Zwar hatten sie sie tief in die Erde gegraben, die Grabstelle mit Stroh und allerlei Gerümpel überdeckt, — aber der Spürsinn der stets durstigen Schar hatte sie bald entdeckt. Auch das schwarzlockige Mägdlein hatte sich schnell in das Unvermeidliche ge-

fügt, als es sah, daß ihm nichts zuleide geschähe. War sie's doch gewohnt, mit rohem Volk umzugehen, denn die wilden Hirten der Kampagne waren ihre Gäste, und manch verfahren Kriegsvolk aus aller Herren Länder streifte hier vorbei. —

Aus einem der Lagerzelte klingt heller Lärm hervor. Eine Gesellschaft von sechs bis acht Landsknechten, kräftige Burschen, sitzen beisammen. Tonkrüge, mit rotem Wein gefüllt, stehen vor ihnen, mit schmutzigen Karten und Würfeln wird gespielt, von Tasche zu Tasche wandern die letzten Groschen.

„Brr, ist das Zeug sauer“, stöhnt mißmutig ein biederer Bayer.

„Ich denke, Bruder Pankraz, du hast's die ganze Nacht geöffnet.“

„Jesses Maria, doch nicht dies Zeug. Das Mäd'el vom Wirt, das ich auf dem Schoß hatte, hat für bessern Stoff gesorgt.“

„Prahlhans, — wo hat denn auf deinem Schoß noch ein Mäd'el Platz? Doch glaub' ichs, dein bayrisch Bier wär' dir lieber. Aber der Wein ist dir gesunder; er schafft nicht so dicke Wänste.“

„Spar deinen Wiß für einen andern, du dürrer Schneider“, brummte der Bayer. „Besser als Eure sauren Pfälzer ist dieser noch immer.“

„Ei Sapperlot, seht mal da draußen! Der lange Jürg mit einem Weibsbild. Wo hat er denn die erwischt?“

„Das ist ja mein Mäd'el“, schrie der Bayer dazwischen; „wie zum Teufel . . .“

„Er kommt zu uns rüber“, versetzte ein anderer. „Platz, Bruder Bierfaß, räume deinen Sessel dem schönen Kinde ein. Sei höflich, so gut dein Wanst es zuläßt.“

„Grünschnäbel“, murrte der Bayer, erhob sich aber, nahm wie zur Belohnung einen mächtigen Schluck aus der Kanne, schüttelte sich und ließ sich keuchend auf einem neben dem verlassenen Schemel liegenden Bockstattel nieder.

Jürg trat ein mit kurzem Gruß, setzte sich auf den Sessel und nahm das junge Ding auf den Schoß. Ihr dunkles Haar

stutete in wilder Unordnung um ihre Stirn, ihre kurzen Ärmel und das oben geöffnete Kleid ließen braune Arme sehen und einen sonnengebräunten Hals.

„So, nun kann's Krazen von neuem angehen“, spottete der eine, auf Jürgs Wunde an der Wange deutend.

„Aber das Mädcl geht reihum“, schlug ein anderer vor. Jürg ließ sich gern necken, er war in ausgelassener Laune. Das feurige Wesen der jungen Schönen wirkte anregend und belebend, jeder bemühte sich um ein Lächeln der Gunst, alles lachte, trank und scherzte durcheinander.

„Jürg, wie kommst du zu meinem Mädcl?“ knurrte der Bayer; „gib sie mir her“, und schon griff er nach ihr, sie ihm von den Knien zu ziehen. „Wir teilen, Jürg, — du weißt ja: wir zwei beide.“

„Nichts da, in Liebesachen gibts keinen Halbpant.“ Es hätte gar nicht dieser Ablehnung bedurft, denn das Mädcl hielt sich an ihrem Beschützer fest und drückte ihm zu allgemeinem Ergözen einen schallenden Kuß auf die Lippen. Dann ergriff sie seinen Becher und trank ihm zu: „zur Gesundheit, blonder Deutscher!“

„Wenn du die blonden Deutschen liebst“, sagte freundlich der Bayer, — „was meinst du zu mir?“

„Altes Weinsäß, bei dir ist kein Plaz mehr.“

„Mußt erst den Bauch abschnallen.“

„Nun laßt“, tröstete sich jener; „sind wir erst in Rom, da gibts andere Dirnen, als solche noch nicht ausgewachsenen Gänschen.“

„Bruder Pankraz, kennst du die Geschichte vom Meister Reinecke und den sauren Trauben, die uns Aesop erzählt?“

„Kameraden, der Dicke möchte nur seinen Sessel wiederhaben. Der Sattel ist dem alten Knaben zu unbequem. Drum brummt er so.“

„Da kann Rat werden“, erwiderte Jürg; „ich geb' den Plaz gleich frei“, — und der dicke Bayer sah den Freund mit dankbarem Blick an, als wollte er sagen: „Ja, Jürg, wir zwei beide.“

Jürg brach mit seinem Mädcl auf, denn auch in der Herberge gab es Wein, bessern als draußen, und sofort ergriff der Bayer von dem Schemel, der cathedra papalis (dem Papststuhl), wie er genannt wurde, Besitz, was seinem Brummen ein Ende machte.

Ja, auch in der Herberge gab es Wein, und bessern als draußen. Dazu spendeten die dicken Mauern dem verliebten Paare erfrischende Kühlung. Der Trunk wirkte in Jürg; die Augen leuchteten wilder, heißer glühten die Wangen und feuriger die Küsse. — Jürg, Jürg, gib acht auf dich. Schön sind Italiens Frauen, und leicht ist dein Blut. —

Im Bayer machte die ausgelassene Stimmung bald einer ernsteren, weicheren Plaz, — es waren ja Deutsche, die dort zusammensaßen, — man gedachte der Heimat, und Heimatlieder schollen aus dem Munde der frohen Zecher in die schweigende Nacht hinaus.

Ich arm Käuzlein kleine,
Wo soll ich fliegen aus?
Bei der Nacht so gar alleine
Bringt mir gar manchen Graus.
Der Ast ist mir entwichen,
Darauf ich ruhen soll.
Die Läublein sind all verblichen,
Mein Herz ist Trauren voll.
Muß ich mich von dir scheiden,
Herzlieb, ganz traurig bin.
Es geschah mir nie so leide,
Ade, ich fahr dahin.

* * *

Der folgende Tag sah die gewaltigen Scharen schon auf dem Marsche nach Rom. In Jürgs Brust wogte es ungestüm. Das Lager- und Wanderleben hatte ihm nach den seelischen Aufregungen anfangs die gewünschte Zerstreuung geboten; jetzt sah er mit Schrecken, daß er sich zu tief in den Strudel gestürzt. Manch kühnes Reiterstückchen ward von ihm er-

zählt, und wie er zu Spiel und Tanz der Erste am Platze war, so war er beim Becher einer der Tollsten. Und doch war das Tagewerk einförmig und gewährte ihm keine Befriedigung. Der Widerwillen gegen das nichtsagende Leben wurde immer größer, je länger er sich ihm hingab. Schon fand die Reue oft den Weg zu seinem Herzen, daß er die Eltern, die Geliebte so vergessen, — aber das Lager war kein Ort zu innerer Einkehr. Wenn's doch eine Erlösung gäbe aus diesem schlaffen Dahindämmern, aus diesem zwecklosen Dasein. Kühnheit und Entschlossenheit fehlte ihm; kraftvolles Wirken und frischer Wagemut, das wars, was er ersehnte. —

Wiederum war Jürg der Vorhut zugewiesen, die dem Hauptheere einige Stunden voranritt. In goldener Morgenfrühe war er voraus- und abseits geeilt, um allein zu sein, wenn er Rom zum ersten Male erblickte. Er stand auf einer leichten Anhöhe, dem Monte S. Onofrio, von dem so oft die deutschen Könige herniedergeschaut hatten, bevor sie in Roms heiligen Mauern ihren Einzug hielten, und unter ihm dehnte sich weit eine Nebelmasse aus, von leuchtendem Sonnengold überhaucht, rein und groß wie das Meer. Ein frischer Morgenhauch blies darüber hin und zauberte dem Beschauer wundersame, in Farbe und Gestalt wechselnde Bilder vor Augen und Sinne. Dann zerriß der Schleier, der Spalt verbreiterte sich, und ein wunderbares Bild tat sich auf: die weite öde Kampagne, von den Aquädukten und dem Colosseum überragt, und ein im Morgenlicht flimmerndes Häusermeer, von St. Peters ehrwürdigem Bau und der trutzig starken Engelsburg beherrscht. Die Kuppeln und Türme der alten Stadt leuchteten in dämmernder Pracht, von den Strahlen der ewig jungen Sonne geküßt.

„Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom“, so hatte Luther andächtig ausgerufen, als er auf seiner Sendbotschaft nach Rom die heilige Stadt erblickte. So jubelte auch Jürgs Herz. Wohl war er lutherischer Student und hatte alles katholische Wesen abgestreift, — aber die Ehrfurcht vor der alten Kirche, in der er erzogen war, saß noch zu tief in seinem Herzen, und bewegt entblöhte er sein Haupt.

Das also war Rom, die ewige, heilige Stadt! Sie, die einst dem Erdkreise gebot, der Kaiser und Könige sich beugten. Durfte man es dulden, daß sie angetastet wurde von den unreinen Händen roher Soldaten? Daß ihre Kunstschätze, in deren hehrer Schönheit doch auch der Geist Gottes sich offenbarte, ihnen zum Opfer fielen? Aber diese andächtige Stimmung hielt nicht an. Die blutigen Sünden Roms stiegen in grellem Lichte vor ihm auf. Rom selbst war die Sünde. Sinnenverführerisch lag sie da, voll Anmut und Liebreiz, aber mit Tücke und Arglist im Herzen. Der tausend und aber tausend Seelen gedachte er, die Rom umgarnt, an sich gefesselt und geknechtet hatte, der zahllosen Sünden wider den heiligen Geist, die ihre als Heilige verehrten Väter frevelmütig begangen, der blutigen Tränen, die sie über die Welt gebracht. Jetzt kein weichherziges Zweifeln mehr, sondern Rache und eherner Zwang! Getilgt mußte sie werden von der Erde, daß kein Stein auf dem andern blieb, — getilgt wie einst Sodom und Gomorra mit Feuer und Schwert.

Während diese Gedanken, die dem eifrigen Studium der Lutherschen Schriften entsprangen, Jürgs Seele beschäftigten und den aufsteigenden Groll gegen die zu seinen Füßen sich breitende Stadt bestärkten, stieg ein schmaler Nebelstreif, von der Sonne mit tiefem Rot übergossen, wie eine glühende Lohe zum Himmel auf. Allmählich aber erweiterten und verdichteten sich die Massen, schwer senkten sie sich wieder hinab auf die Stadt, die sich bald in eintöniges Wolkengrau hüllte; und als Jürgs Kameraden herankamen, verbarg sie sich vor ihrem Blick. Kein gemeines, ihrer nicht würdiges Auge, so schien es, sollte sie sehen in ihrem Schmuck und Glanz. Den ganzen Tag über blieb Rom in bleiernen Nebel gehüllt. —

Auf klapprigen Säulen nahte das Hauptheer, — wilde, beutelustige Scharen, gierigen Blickes, das gezückte Schwert, die Lanze in starker Faust, aus aller Herren Ländern bunt zusammengewürfelt, aber alle von dem einen Gedanken erfüllt, die einst heilige Stadt zu fällen. Aber auch manch ernster und frommer Mann war dabei, und gute alte Weisen klangen aus sangesfrohen Kehlen.

Mit Gottes Hilf sei unser Fahrt!
Maria habt uns in der Wart!
St. Peter unser Hauptmann sei!
Unsere Sünde, Herr Gott, verzeih,
Daß wir ewigen Todes frei!
Kyrie eleison!

Den Scharen voran ritt auf feurigem Hengst, von stattlichem Gefolge geleitet, ihr Führer, der edle Connetable.

„Krieger“, so läßt er jedem Fähnlein durch seinen Fähnrich künden, „nur wenige Schußweiten vor uns liegt die Stadt, die wir suchen. Ich führe Euch zum Sturm auf Rom. Dort sollt Ihr Euch Euren Lohn erbeuten für tapferes Harren. Wollt Ihr noch einen Tag und eine Nacht zur Ruhe? oder seid Ihr bereit?“

„Wir sind bereit! Auf, gegen Rom!“ donnerte die Antwort der Gefragten.

„Auf denn zum Kampf und Sieg!“ und unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter folgte die Kriegsmacht den Führern.

Rom wurde überrumpelt; auf einen Angriff war es nicht vorbereitet. Nur mit Mühe konnte sich der heilige Vater in die Engelsburg retten, die kaiserlichen Truppen rückten von allen Seiten heran, die Reiter saßen ab und begannen die Stadt zu stürmen.

Buntes Schlachtgewühl entspinnt sich; laut hin donnern die Geschütze und reißen mächtige Breschen in Mauern und Türme. Laut knattern die Büchsen der sich tapfer verteidigenden Römer, die eiligst zur Abwehr auf die Mauern gerufen sind; dazwischen tönt das Gestöhn der Verwundeten, der Siegesruf der immer näher anrückenden kaiserlichen Scharen, das furchtbare, markerschütternde Getümmel der Feldschlacht. Die in der Caesarenzeit erbaute Aurelianische Mauer, die mit ihren zahlreichen Türmen und Toren die eigentliche Stadt umzieht, hat Rom mehrfach vor der drohenden Gefahr der Eroberung geschützt; diesmal hält auch sie nicht Widerstand. Schon gelingt es den Angreifern, an einigen Stellen Leitern an die Mauer zu stellen, und mancher

Tollkühne klettert empor und fällt, oben von feindlichen Scharen empfangen, entseelt zu Boden. An einer Bresche hat sich ein Handgemenge entsponnen, Mann gegen Mann, Schwert gegen Schwert. Der Anführer ist dabei, sein hellblauer Mantel und sein buntflatternder Helmbusch blicken durch den Nebel.

„Dorthin, dorthin! Der Connetable ist in Gefahr!“

Karl von Bourbon ist unter den Ersten im Kampfe gewesen. Von unerschütterlichem Mut getrieben hat auch er eine Leiter erstiegen, eine Schar Getreuer ist ihm gefolgt; ihm ist es als dem Ersten vergönnt, seinen Fuß auf die Mauer der feindlichen Stadt zu setzen. Von allen Seiten stürmen die Krieger herbei, ihm zu folgen. Aber die Römer haben ihn als einen Führer erkannt, wuchtige Schläge fallen auf ihn nieder, schwer getroffen sinkt er zu Boden. Neben ihm liegt die Fahne in der erstarrten Hand des Fähnrichs. Schnell ergreift sie ein anderer, und wieder flattert sie hoch in den Lüften, aber wieder sinkt ihr Träger nieder und küßt die Erde als sterbender Held.

Da stürmt ein schlanker, blonder Jüngling hinzu, entwindet den noch zusammengekrampften Fingern des Gefallenen die Fahne und schwingt sie hoch. Von neuem hebt sich der Mut der schon Wankenden, und vorwärts, vorwärts geht es mit mächtiger Wucht. Die ersten Kühnen stehen innerhalb der Mauern, andere drängen mit Anspannung aller Kräfte nach. Viele Leichen versperrten den Weg, eine eiserne Mauer von spitzen Waffen starrt den Eroberern entgegen. Aber ein Zurück gibt es nicht mehr, keiner kann weichen, immer heftiger drängen von hinten die Sieger nach. Hoch flattert die gerettete Fahne, ihr und ihrem heldenmütigen Träger ist der Sieg an dieser Stelle zu danken. Dann aber ereilt auch ihn das Schicksal; die Fahne sinkt nieder, eine klaffende Kopfwunde gießt Ströme von Blut über das Antlitz des Fähnrichs, dessen Auge wie im Tode bricht. Der Sturm geht über ihn hinweg.

„Jürg, auch du! armer Kerl!“ ruft eine tiefe Stimme aus. Ein derbknochiger Mann zieht ihn aus dem Wege, den jetzt

die Sieger durchheilen, trägt ihn aus dem Getümmel und lehnt ihn abseits an die Mauer. Dann fällt er, hinterrücks von dem Speiß eines Römers getroffen, neben dem Kameraden nieder. „Jürg, sagt' ich's nicht? wir zwei beide!“

Nebeneinander lagen die Freunde. Der dicke Bayer griff nach Jürgs Hand; dann hielt er dem dürstenden die Feldflasche an den Mund, die er sich selber versagte.

„Straßunder“, stöhnte er, „jetzt geht's zu End! Jetzt heißt's, die Seele bereiten, — ist nicht mehr viel Zeit. — Sag' mir das Lied noch mal, — du weißt schon, das vom ewigen Vaterland. Meine Gedanken reichen nicht mehr so weit.“

Und leise, halb singend, halb flüsternd, sprach Jürg, durch den Schluck aus der Flasche gestärkt, das alte Sterbelied:

„O Welt, ich muß dich lassen,
ich fahr dahin mein Straßen
ins ewig Vaterland;
mein Geist will ich aufgeben,
darzu mein Leib und Leben
setzen in Gottes Hand.“

Ob ers noch gehört hat, der biedere Bayer? Als Jürg aufhörte, war er hinüber. Jürg drückte dem Freund die Augen zu, bettete das Haupt unter den Mantel und hielt treue Totenwacht, bis ihm die Sinne von neuem schwanden. —

Indessen tobte der Kampf weiter. Noch wenige Stunden, und Rom lag in Schutt und Asche. Wieder stiegen rote Feuerfäulen zum Himmel empor und verkündeten weithin den Frevel, der dort verübt ist. Das siegreiche Heer aber durchtobte, einer wilden, hungrigen Meute vergleichbar, die ewige Stadt.

11.

Diese Kriegsjahre, in denen der Kaiser mit seinen Sorgen und Gedanken in Italien weilte, schufen die Pause, in denen die reformatorische Bewegung als neue geistige Macht sich

ungestört entwickeln konnte, die Bedingungen zu neuem Leben schaffend, sie kräftigend und läuternd.

Auch im Rodeschen Hause zu Alten-Stettin war das Werk gelungen; dazu lagen Frohsinn und Zufriedenheit über der Familie. Die Amtssorgen plättete dem Manne das stille freundliche Walten der Frau Mathildis, und daß auch ihr die Arbeit und dem Hause der Sonnenschein nicht fehlte, dafür sorgten die rotbackigen Blondköpfe, die Erikas Obhut anvertraut waren und sich Jahr um Jahr vermehrten.

Was war das für ein stiller Segen, der von diesem Pfarrhause ausging! In einem alten Klostergebäude lagen die Zimmer, die die Rodesche Familie bewohnte, und es war eine wunderbar gemischte Schar, die dort Wand an Wand zusammenhauste: Schüler, die die Ratschule besuchten, Bakka-laureen und Magister, aber auch junge Mädchen, die keine Heimat hatten, entwichene Nonnen, die sich dem neuen Glauben zugewandt hatten, alte Männer und Frauen; und sie alle gleichsam eine große Familie bildend, die sich allabendlich, nachdem die Kinder das Bett aufgesucht und ihr Sprüchlein gebetet hatten, im ehemaligen „Refektorium“ zu Ernst und Kurzweil versammelten. Tische und Stühle, Bänke, Schemel und Fensterbretter waren mit allerlei Briefen, Anfragen, Akten, Beschwerden und Bittschriften bedeckt, die der Pfarrherr dann erledigte, wobei er sich gern und oft des Rates der alten Männer und Frauen bediente, — und spät abends las er oder einer der Tischgenossen ein Stück aus der Bibel vor, das er stets erbaulich und dem Lebensschicksal eines jeden angepaßt auszulegen wußte. Ein gemeinsamer Gesang schloß das Beisammensein.

Auch die Musik durfte nicht fehlen; oft griff der Pfarrer selbst zur Laute, darin seinem großen Lehrmeister Luther folgend, um ernste oder heitere Lieder zu spielen, und die kleine Gemeinde sang dazu. Auch Frau Mathildis und Erika trugen allein oder zu zweien ein Lied mit glockenreiner Stimme vor. Niemals versagte sich die Gattin dieser Mitwirkung, trotz der wachsenden Kinderlast und der wachsenden Sorgen. Freud' und Leid mit dem Gatten zu teilen,

bis der Tod sie beide scheide, hatte sie, die ehemalige Nonne, dem ehemaligen Mönch gelobt, und das Gelübde haben beide getreulich gehalten.

Und solch ein Haus wurde nun nahezu in jeder Gemeinde gegründet, das in allem Guten ein leuchtendes Beispiel bot, einen starken Strom sittlicher Kräfte in die Welt leitend, wofür die Ehe Doktor Martin Luthers in Wittenberg ein Vorbild für alle die andern wurde.

Auch an Neckereien fehlte es nicht. Ein alter, verbüchert Gelehrter, vom neuzeitlichen Humanismus noch nicht angehaucht, zugleich ein entfernter Verwandter der Frau vom Rode, Dr. Johannes Osander, lebte in Stettin. Er stand im fünften Jahrzehnt seines an Erfolgen mäßigen Lebens, und etwas Ängstliches, Kleinliches in seinem Wesen reizte den Spott der unbarmherzigen Scholaren, die die Neckerei oft so weit trieben, daß dem Manne das Weinen näher war als das Lachen. So wenn sie ihm sein Ruhekissen, auf dem er zu sitzen pflegte, mit spitzigen Nägeln füllten, ihm die Gläser der horngeränderten Brille, wenn er sie wieder einmal auf dem Katheder liegen ließ, mit schwarzer oder roter Tinte färbten oder ihm gar zwischen die Blätter seiner zerrissenen Bibel ein Stück höchst weltlichen Lesestoffes hineinspielten, sodaß dem Kurzsichtigen ganz wirr im Kopfe wurde, wenn seine frommen Abhandlungen, die er vorlas, durch einen schlüpfrigen Satz aus Boccaccios Dekameron jäh unterbrochen wurden. Und als er einst bei einem jüngeren Knaben sich eines Stockes bediente, sprang dieser beim ersten Hiebe in hundert Stücke auseinander. Derartige Possen erzählten sich die jüngeren Besucher des „Refektoriums“ gern, und spöttisch lagen ihre Augen dann auf dem verlegenen Antlitz des kleinen Mannes.

Jetzt schien er's auf Erika abgesehen zu haben und verwickelte sie mehrere Abende nach einander in gelehrte Untersuchungen über die Frage, wie es möglich sei, daß der Gott Christus zugleich Vater des Menschen Christus, also Jesus Christus sein eigener Vater gewesen sei,*) was für sie ebenso langweilig, wie für ihn anregend sein mochte. Ihr Schweigen

*) Bekannte scholastische Streitfrage.

deutete er als Verwunderung ob seiner Gelehrsamkeit, und endlich beschloß er im Stillen, sie für das Leben an sich zu fesseln.

Es war Sonntags in der Frühe. Erika saß am Fenster des „Refektoriums“ und schaute durch die geöffneten Bugenscheiben auf den Hof nieder. Die fleißigen Hände ließ sie heute wohl einmal im Schoße ruhen und blickte auf die kleinen gefiederten Sänger, deren lieblicher Sprache sie so gern lauschte. Ihr Rotkehlchen, das die Freundin Katharina ihr aus dem Kloster nachgesandt, hing in seinem Bauerchen am Fenster und war ihr stets ein lieber Gefährte. Sie plauderte mit ihm von vergangenen guten und bösen Stunden und fragte auch wohl nach dem, was da kommen sollte; denn sie weiß: die Vögel sind klug und wissen viel, was den Menschen verborgen ist. Da trat unvermutet Dr. Osander zu ihr.

„Ei, Herr Doktor, schon so früh? Ich meinte, die gelehrten Herren, die nachts studieren, schlafen gern bis in den Morgen hinein.“

„Nicht immer, verehrte Jungfrau“, antwortete er feierlich. „Fronte capillata post est occasio salva“, wie der lateinische Dichter sagt, was soviel bedeutet als: ‚Ergreife die Gelegenheit, wo sie sich dir bietet‘. Es gibt Tage, wo auch uns Gelehrte die Morgenstunde ruft.“

„Namentlich an so herrlichen Tagen! Doch sagtet Ihr mir einmal, daß Ihr an Sonne, Vogelgesang und jungem Grün keine sonderliche Freude empfindet . . .“

„Wohl wahr, die Geistesfreuden stehen mir höher, — und in den toten Werken der Schöpfung wie in dem flatternden und kriechenden Getier sehe ich nur die unerlöste Kreatur, zu deren Erlösung wir erst die eigene Seele rüsten müssen.“

„Da fehlt Euch viel, lieber Doktor . . .“

„Lieber Doktor“, — er zuckte zusammen und schöpfte neuen Mut.

„Ja“, seufzte er, „mir fehlt viel, verehrte Jungfrau. Mir, dem Einsamen, fehlt, trotzdem ich mich zu tiefst in die Studien vergrabe, ein Weggenöß, — mir fehlt . . . nun, wie soll ich's sagen? Schon Adam und Eva . . . nun, gerade-

heraus: mir fehlt eine Hausfrau.“

„Mein Gott, so heiratet doch!“ unterbrach sie ihn; „es gibt genug . . .“

„Ja, genug. Aber ich stelle besondere Anforderungen an meine Lebensgenossin und ich darf sie stellen.“

„Ihr macht mich neugierig; darf man's denn hören?“ fragte sie unschuldig, wenn auch schon ein klein wenig verschüchtert, denn die Augen des Gelehrten, der heute eine ihm sonst nicht eigene Feierlichkeit zur Schau trug, suchten sich in die ihren zu bohren.

„Nun, — sie muß von großer Natur sein und reiches, rostbraunes Haargelock tragen, das sich als Kranz um das Haupt windet, und dunkle freundliche Augen. Und frommen Sinnes muß sie sein, — kurz, daß ich's nur gestehe: sie muß Euch gleichen, Jungfer Erika.“

„Zu viel Ehre, Herr Osander; — und der meine muß blond sein und groß und stark“, neckte sie, „und darf keine Brille tragen . . .“

„Adiaphora, Äußerlichkeiten! liebe Jungfrau, an denen ein tugendhaft und kluges Weib sein Herz sicherlich nicht hängen wird. . . . Ja, Jungfer Erika, ich darf Euch nicht schonen: Ihr seid's, die ich suche und für Haus und Herz begehre.“

„Lieber Doktor“, sprach sie mitleidig, nicht mehr ganz überrascht, „das kommt so plötzlich.“

„Plötzliche Eingebungen wecken den Genius, den Vater der großen und wahren Gedanken, — der Pallas Athena gleich, die vollgerüstet dem Haupt des allgewaltigen Zeus entsprang.“

„Das will bedacht sein . . .“

„So bedenkt! Drei Stunden laß' ich Euch Zeit, — prüft und erwägt“, und schnellen Schrittes war er verschwunden.

Erika saß in Gedanken, unruhig, verwirrt. Daß sie Ja sagen könnte, kam ihr nicht in den Sinn. Vielleicht tauchte doch eine andere Gestalt aus der Vergangenheit empor, die ihr immer wieder lebendig wurde. Hatte Jürg in jener unseligen Abschiedsstunde nicht versprochen: „ich komme wieder“?

Freilich, er war verschollen; aber eine andere Liebe konnte ihr Herz nicht fassen; das wäre Untreue gewesen gegen den, der sie liebte. Sie erschrak, wenn sie sich auf solchen Gedanken ertappte, — und doch konnte sie sein Bild nicht aus ihrem Herzen bannen. Und dann: der Doktor Osander bot auch nichts, rein gar nichts, was ein junges Mädchenherz hätte locken können. Ja, sie mußte lächeln, wenn sie seiner Hilfslosigkeit, mit der er sich ihr in den letzten Tagen genähert, gedachte, — und als er eben wieder seine spitze Nase und die mit mächtiger Brille bemehrten Augen durch den Türspalt steckte, einer kleinen Spitzmaus vergleichbar, die aus dem Mauseloch in die Tageshelle schaut, da brach ein befreiendes Lachen aus ihrer Seele hervor.

„Ihr lacht, Jungfer? — und mir ist das Herz so schwer . . .“

„Lacht auch, Herr Doktor, „macht's wie die Sonne draußen und die Sommerpracht. Und dann laßt uns gute Freunde sein wie bisher.“

„So habt Ihr entschieden?“ fragte er mißtrauisch.

„Ja, Herr Osander, obwohl die drei Stunden noch nicht herum sind. — Ich weiß die Ehre zu würdigen, — indes . . .“ — sie mußte wieder lachen — „Ihr und ich zusammen: das sind zwei zu ungleiche Gäule vor einem Wagen . . .“

Jetzt mußte auch er lächeln.

„Recht mögt Ihr haben, liebes Kind; ich bin etwas alt im Vergleich zu Eurer Jugend, etwas trocken im Vergleich zu Eurer Frische . . .“

„Ein garzu gelehrter Mann seid Ihr für ein armes unwissendes Ding“, unterbrach sie ihn; „nein! gute Freundschaft wie bisher, — soll's so sein?“

Er ergriff die dargebotene Rechte.

„Fast glaube ich, Ihr habt Recht!“ erwiderte er kleinlaut; „ach, eine Hoffnung fuhr dahin. Nun, suchen wir Trost in den Tiefen der Philosophie.“

„Suchet Trost im eigenen Herzen und in Gottes schöner Welt! Dann werdet Ihr dieser kleinen Verirrung Eurer Seele schnell vergessen.“

„Nicht so leicht, liebe Jungfrau! Doch: lebt nun wohl, damit uns Frau Wachtbild nicht überrascht.“

Aber die kam eben schon herbei, um die heute so säumige Hausgenossin zu holen, und erriet, was geschehen war. Doch sie hütete ihre Zunge und schmiedete ihre eigenen Pläne. Wußte sie doch ein treffliches Mädchen, das sie so gern ihrem Verwandten zugeführt hätte. Und als einige Wochen später der Doktor Osander im Refektorium fehlte und statt dessen ein Briefchen sandte, in dem er in umständlichen Worten mitteilte, daß er sich die „Mähwa Urjel“, seiner alten Hauswirtin sechsunddreißigjährige Jungfrau Tochter anverlobt habe, da glitt über den Tisch ein verständnisvolles Lächeln zwischen Frau Wachtbildis und Erika hin und her.

„Das ist verständig“, rief Frau vom Rode. „Die wird ihn ziehen und kann noch einen Menschen aus dem alten Griesgram machen.“

Und richtig: nicht lange, so brachte Dr. Osander abends müde und abgespannt seine junge Frau, mit der er durch die Heide gewandert war, mit in das Rode'sche Haus, — ein wenig unzufrieden zwar, daß er den ganzen Nachmittag seine Studien versäumt, — ein wenig verwundert über das Entzücken, das die junge Frau den schließlich doch immer gleichen Bäumen und Sträuchern, den springenden Rehen und einem kletternden Eichkätzchen entgegenbrachte: aber doch nicht ganz ohne Trost. Denn so fest wie er diese Nacht schlafen werde, das glaubte er schon jetzt voraussagen zu dürfen, habe er von Kindesbeinen an nicht mehr geschlafen. Und fortan genossen sie oft zusammen den Wald und die Heide, ja an den Vergnügungspätzen der Bürger, beim Vogelschießen, war er wohl als Gast zu finden, und ließ sich gerne necken, wenn er beim Schießen selbst die große Scheibe verfehlte. Alles dies diente auch seinem inneren Menschen, und er hat später gern bekannt, daß er gerade durch diese Zerstreuungen neue Frische

des Leibes und Stählung des Geistes für seine gelehrte Arbeit erfahren habe.

* * *

Während sich dies im Rode'schen Hause ereignete, durchschritt Jürg Smiterlöw, lustig vor sich hin pfeifend oder singend, die Kampagna und wanderte die große Heerstraße nach Norden. Ernst und schwermütig ist die Landschaft. Die Trümmer uralter Ruinen ragen in stiller Einsamkeit wie riesige Schattenbilder der Vergangenheit zum Himmel auf. Aber Jugendlust und Jugendmut sind wieder in ihn eingekehrt, seit er nach sorgfältiger treuer Pflege aus dem Hospital, wohin man den Schwerverwundeten gebracht, entlassen ist. Dort im alten Klosterspittel hatte er so recht den Segen empfunden, den selbstlose Frauenherzen und Frauenhände zu stiften vermögen. Die böse Zeit der Krankheit, das wüste Leben im Lager, der Verkehr mit dem rohen Kriegsvolk und das leichtfertige Liebesgetändel, — alles dies war zurückgetreten vor der Reinheit, die ihn umgab. Es versank vor seinen Augen wie in dämmernden Nebel, und aus dem Nebel leuchtete hoch und rein die Gestalt vor ihm auf, die er doch nie vergessen hatte in all dem Treiben, — und sie winkte ihm zu kommen.

Wie schön blüht uns der Maien,
der Sommer fährt dahin,
mir ist ein schön Jungfräulein
gefallen in meinen Sinn.
Bei ihr ja wär' mir wohl,
wenn ich nur an sie denke,
mein Herz ist freudenvoll.

So zieht er frohen Mutes seine Straße. Noch ist sein Antlitz bleich, dunkle Schatten liegen unter seinen Augen, aber er schreitet rüstig fürbaß. Nach zehntägigem Wandern steht er auf den Höhen, durch die der Arvo sein schluchtenreiches Bett sich gegraben, und blickt hinab auf ein weites Meer steinerner Häuser, von gewaltigen Bauten überragt, auf die Heimat der Wiedergeburt von Wissenschaft und Kunst

in Italien, das schöne Florenz. Er steigt hinab und schlendert in den alten Straßen aufmerksam umher, erstaunt über die Fülle aufgespeicherter Schätze. Ahnungsvoll empfindet er in seinem noch kaum davon berührten, aber für alles Schöne empfänglichen Sinn, die hehre Allmacht der Kunst, und die Schauer eines Jahrtausende alten Lebens senken sich in seine Seele.

Er durchwandert die Säulengänge eines Klosters, die mit Gemälden von der Hand des gottseligen Fra Angelico bedeckt sind. Ein neueres Bild aber fesselt ihn mehr. Vor ihm bleibt er stehen, wie festgebannt von dem Liebreiz, der sich ihm offenbart, sodaß er die Augen nicht mehr davon zu lösen vermag. Aus schlichtem dunkelen Rahmen schaut ein wunderbar anmutiges und keusches Frauenbild, mit allen Reizen sonniger Jugend ihn an. Um das dunkle Haar schlingt sich ein Kranz blühender Anemonen, die dunklen Augen glühen in tiefer Innerlichkeit. Das muß das Sehnsuchtsbild einer tief empfindenden Künstlerseele gewesen sein. Dieser sinnende Ausdruck bei aller Lebensfreude, die keusche Haltung, der innige Blick der Augen mit dem versonnenen Schauen in die Ferne! Und nicht lange, so sieht er nur noch das Bild der eigenen Sehnsucht vor sich: Erika's Antlitz lächelt ihm entgegen.

Er fragt den Klosterdiener, wen das Bild darstelle, und vernimmt es mit Staunen: Es ist eine Tochter aus vornehmem Florentiner Geschlecht, die in einer Stunde heißer Lebensfülle ihrem Geliebten gefolgt ist, bis der heilige Vater den Segen zum Ehebunde gegeben. Das blühende Töchterchen, das sie geboren, hat man früh in ein Mailändisches Kloster gebracht, wo es seit einem Brande vor langen Jahren verschollen ist. Wie die Sage weiter berichtet, soll sie aber nicht umgekommen, sondern von einem deutschen Rittersmann gerettet und in dessen Heimat entführt sein. Mehr weiß der Bruder nicht zu berichten. Jürg aber empfindet mehr und errät, was er nicht weiß. Hier im fernen Lande findet er die Kette, die seine Geliebte an die deutsche Heimat fesselt, hier findet er die Wurzeln der bestrickenden Anmut, die sich mit deutschem Ge-

mütsleben zu einer so wunderbaren Einheit verschmolzen hat. Lange steht er vor dem Bilde, bis die hervorquellenden Tränen die Spannung der Seele lösen.

Mehrere Tage bringt Jürg in Florenz zu, aber die Stadt reizt ihn nicht mit ihrem bunten Leben, ihrem lustigen Lachen und Scherzen. Ihn treibt es heim, nach Norden. Ein Kaufmannszug gewährt ihm Anschluß; tags über ist er im Sattel, des Nachts aber und während der heißen Stunden des Mittags gönnt er den Gliedern Ruhe. Bald liegt die sonnige Landstraße, der Schmutz der italienischen Dörfer hinter ihm, und vor ihm erschließt sich die gewaltige Pracht der Alpenwelt. Als grauserregende, unwegsame Berge mit wilden Schründen und unzugänglichen Klüften und Hängen waren sie ihm erschienen, als er schweren Herzens gen Süden zog. Dem Geläuterten offenbarte sich nun ihre Schönheit, die Gott in ihnen der Menschheit offenbart. Wie entzückte ihn die würzige Frische, das Flimmern über den eisbedeckten Firnen, die leuchtende Klarheit der fels- und hochwaldumkränzten Seen! Rein an Geist und Herz reitet er hinab in die gesegneten deutschen Gaue, in denen sich eben der Sommer zum Scheiden rüstet.

12.

Es ist wenige Wochen später, das Land prangt im bunten Schmuck des Herbstes. Der Pfarrer vom Rode hat sich mit seiner Familie unter dem schattenden Lindenbaum niedergelassen, wo er sich von den Anstrengungen des Vormittags erholt, der die Predigt und die Austeilung des heiligen Abendmahls von ihm gefordert hat. Seine Pflege Tochter Erika steht abseits mit den beiden Knaben und schüttelt, ein Körbchen am Arm tragend, reife Walnüsse vom Baum. Das Schwesterchen sitzt in einem kleinen Wagen daneben und spielt mit einer holzgeschnitzten Puppe.

„Gib mir den Apfel, Muhme Eta“, bat der kleinere der beiden blonden Knaben.

„O, der ist bitter“, wehrte sie ab, „den darf mein Jürglein nicht essen.“

„Is nich bitter; ich weiß, wie Äpfel mecken.“

„Du, du“, drohte sie; „hör' auf mich . . .“

Aber der Kleine hatte seine weißen Zähne schon in die grüne Schale gebissen, und ein jämmerliches Geheul folgte dieser frevlen Tat.

„Siehst du wohl“, beruhigte sie, „so geht's, wenn Jürglein nicht folgen will“, — und wischte mit ihrer Schürze Lippen und Zünglein rein und stillte die Tränen. „Aber nun paß mal auf: Jetzt schäle ich die garstige Schale ab, — da kommt die Nuß zum Vorschein. So, nun holt mir der Barthel mal einen Stein, — sieh, da liegt einer, — danke! und nun klopfe ich darauf, seht Ihr, bis die Schale zerbricht, und zum Vorschein kommt die schöne Frucht. — Aber noch nicht essen, Ihr kleinen Dummköpfe. Seht her: jetzt ziehen wir dem Kerlchen langsam, ganz langsam die gelbe Haut über die Ohren, — und dann kommt er endlich hervor: der süße, weiße, saftige Kern.“

Die Kinder schauten lachend zu.

„Der Barthel hat mir den Hammer geholt, — der müßte darum wohl den ersten Bissen haben. Aber ich denke, wir geben's dies mal dem kleinen dummen Jürglein, daß er nach dem bitteren Vorgeschmack etwas recht Schönes zum Schmecken kriegt.“

Sie schob ihm den süßen Kern in den geöffneten Mund, und sogleich war alles Mißtrauen, das sich anfangs doch noch in den fragenden Augen des Kindes gezeigt hatte, verschwunden.

„Hm, — meckst dut“, lobte er und klopfte sich an die Brust, und so kam einer nach dem andern heran. Dann füllte sie das Körbchen mit reifen Nüssen, um auch den unter der Linde sitzenden Eltern die willkommene Frucht darzubieten.

„Drei Jahre sind's jetzt her“, sprach die Frau, die Strümpfe stopfend neben dem Gatten saß, „seit Erika in unser Haus

kam. Mir würde viel fehlen, wenn ich ihr freundliches Gesicht nicht sähe. Das war ein gutes Geschenk, lieber Alter.“

„Gott hat's geschickt, wie alles Gute“, erwiderte er ruhig, und steckte eine Nuß in den Mund. „Auch die Nüsse und Weintrauben. Und da die hier im Garten spärlich und mehr für Euch Frauensleute sind, wähle ich mir ein Glas gekelterten Weins. Laß mir ein Schöppllein holen, — nach getaner Arbeit ist ein kühler Trunk nicht zu verachten.“

Schnell war der Wein zur Stelle.

„So —, jetzt ein Stündchen behaglicher Muße! Ich wollte wohl, uns störte heute niemand.“

„Ob wir sie wohl noch lange behalten?“ äußerte die Frau, die mit ihren Gedanken noch bei Erika war. „Mich wundert immer, daß für ein so hübsches und tätiges Mädchen sich nicht schneller ein Freier findet.“

„Nun, er wird schon kommen“, entgegnete wie schon oft auf diese Frage der Pfarrer; „Ich kenne manche Nonne, die sich dem Mannesteufel verschworen“, scherzte er; „von Martinus Luther bis herab zum Paulus vom Rode und anderen seltsamen Käuzen.“

„Das ist nicht der schlechteste Tausch . . .“ und sie reichte dem Gatten die zarte Hand, die er in seiner schweren streichelnd festhielt.

„'s ist kein schöner Glück auf Erden

als Frauenlieb', wem sie mag werden. — Wie Frau Ursel Cotta dem jungen Luther gesagt hat, — was der aber in seiner törichten Jugend nicht verstand, und jedenfalls nicht befolgte. — Freuen wir uns ihrer, solange sie bei uns ist, und gönnen wir ihr das Glück, wenn's einmal anders kommt.“

„Aber keiner wie Kateshot dürft' es sein . . .“ wandte die Frau ein.

„Er ist ein eiserner, aber ein im Herzen frommer und grundgelehrter Mann.“

„Den jetzt aber der Teufel ganz gepackt zu haben scheint. Wie konnte er sonst so herabstiegen von seiner Höhe?“

„Ihn trifft nicht alle Schuld“, erwiderte der Pfarrer. „Hätte der Rat in Stralsund ihm ein Gehalt gegeben, von

dem er leben kann: er wäre noch heute trotz seiner rauhen Schale eine Zierde unseres Standes. Aber weil ihn der Rat nicht anstellte, mußte er sich seine tägliche Nahrung im Ratskeller und Artushöhe suchen, wo er als beliebter Redner den ganzen Tag freie Bewirtung und gute Gesellschaft findet: das tut niemandem gut, — auch nicht dem Verkünder des heiligen Evangeliums“, fügte er lächelnd hinzu, indem er einen tiefen Trunk aus dem Humpen tat. Jetzt ist er mit einem Juden, von dem er die hebräische Sprache lernen will, so gemein geworden, daß er jüdische Irrtümer selbst auf die Kanzel bringt, und das Volk sich wider ihn wendet. Jetzt wollen die Herren vom Räte ihm einen Vorgesetzten bestellen, den wackeren Johann Knipstro; der wird, wie ich hoffe, ihn auf den rechten Weg zurückführen.“

„Mutter, willst du Apfel essen?“ fragte der kleine Jürg, indem er ihr aus schmutzigen Fäustchen die von ihm verschmähte Walnußschale mit schelmischen Augen darbot.

„Wart, du Schelm“, wehrte sie ab; „für den kleinen Wicht die süße Nuß und für die Mutter die bittere Schale? Das wäre ja umgekehrte Welt. — Aber was ist das?“ fuhr sie auf; „ein Kriegsmann in blanker Wehr — zu uns?“

Auf dem Hausflur wurde eine schlanke Gestalt sichtbar, und sogleich polterte die Dienstmagd hervor:

„Herr — Fru —! min Gott, wo bin ik verschrocken! 'a Kirl is dor, mit blanken Panzer un 'n groten Säbel an de Sid, un hei will den Herrn spreken.“

„Nun, so lass' ich dich allein; allzu lange, hoffe ich, wird der Herr nicht verweilen. — Führ' ihn ins Studierzimmer, Kathrin.“

Der Pfarrer ging ins Haus, ohne auf die anderen weiter zu achten. Sonst hätte er gesehen, daß Erika blaß geworden war und hochklopfenden Herzens, die Hände gegen die Brust gepreßt, dem Eilenden nachschaute. Dann faltete sie die Hände.

„Muhma Eta hat Bauchweh“, scherzten die Kinder; schnell bezwang sich das junge Mädchen und suchte, sich die alte Fröhlichkeit wiederzugeben.

Oben saßen die beiden Männer zusammen, und der Ältere hörte mit Andacht die Beichte des jungen Kriegsmannes. Dann rief er in den Hof hinab:

„Komme zu uns, Mechthild, — hier bedarf es einer Frauen Rat. — Aber den Weinkrug bring mit! — Nein, laß ihn; hol' von dem besseren aus dem Keller, den Ingelheimer von der Giesebrecht'schen Kindelbier.“

Damit war der Schreck, der die Frau schon befallen wollte, rasch verjagt. Dieser edle Wein stammte von einer Kindtaufe beim Ratsherrn Giesebrecht, dessen Sohn vor Jahresfrist Erikas Klostergenossin, Katharina Manduvel, gehehlicht, und er war für besonders festliche Gelegenheiten aufgespart.

„Lupus in Fabula, (wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit,)“ grüßte er seine Frau, als sie eintrat. „Herr Smitelöw, weiland Studiosus der Theologie aus Erfurt, — will's Gott, einst wohl bestellter Pfarrer an irgendeiner evangelientreuen Kirche unserer pommerischen Heimat.“

Und ehe die Frau sich von ihrem Erstäunen erholen konnte, klärte er sie mit kurzen Worten über alles, was Jürg ihm anvertraut, auf.

„Daß und Disum hat mir der Herr nicht vorgelegt“, lachte er. „Aber was er mir aus der Vergangenheit berichtet, stimmt mit dem, was mir selbst schon bekannt war, haarklein überein. Da gebe Gott seinen Segen! — Stoßt an, junger Freund“, — und die Gläser klangen. „Aber ich bin nicht Vormund der Erika, sie ist mündig und muß selber wissen, was ihr gut ist. Komm, Mechthild, wir wollen sie rufen.“

Als sie Jürg allein gelassen hatten, wurde dieser von all dem, was sich ereignet, so übermannt, daß er wieder, wie einst in jener ersten Stunde, das Haupt in die Hände stützte und nur mit Mühe die Tränen verbar. Da trat Erika ein, langsam, unschlüssig, zögernd. Das Blut war ihr aus den Wangen gewichen, und die Kniee zitterten ihr. Da sprang Jürg ihr entgegen, sie mit innigem Kuß zu umfassen. Aber noch wehrte sie ab: „Was tut Ihr, Jürg?“

„Jürg sagst du, Liebe?“ jubelte er, — „so sag' auch d u.“ Er ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. „Ich habe mein Wort eingelöst: da bin ich wieder.“

„Und bist mir treu geblieben? und kehrst zurück?“

„Zurück, um wieder um dich zu werben. — Freilich: ich habe böse Zeiten gehabt, — und noch immer bin ich kein fertiger Gelehrter, — aber habe Geduld mit mir: in Jahresfrist kann ich vor dir stehen als neugeschaffener Doktor der Theologie.“

„Doch deine Eltern, Jürg — dein Vater?“ Eine leichte Wolke flog über die reine Stirn.

„Ihm ist durch Gottes Hilfe und deine Treue der Sohn wiedergeschenkt, den sie gestorben wäñnen müssen. Er kann und wird nicht grausam sein. Noch heute fliegt ein Brief in meine Heimat, der froh und rein sein soll wie mein Herz.“

Da kam ein seltenes Glücksgefühl über sie; sie senkte die Augen und sprach leise:

„Ich habe deiner nicht vergessen, Jürg. Da du mir Treue gehalten, so darf ich sie nicht brechen. — Komm wieder, wenn du dein Versprechen ganz erfüllt hast, — ich harre dein.“

„Nun denn, auf zum Kampf!“ jubelte er. „Jetzt komm, Satan, — kommt, Ihr Schicksalsmächte! ich ringe mit Euch!“ und ungestüm schloß er die Braut in seine Arme.

„Aber jetzt geh, Geliebter. Sage meinen Pflegeeltern, die mich gleich einer leiblichen Tochter hielten, Dank und Lebewohl, — und in Jahresfrist sehen wir, so Gott will, uns wieder.“

„Wenige Tage will ich verweilen, — du sollst der Eltern Antwort mit mir zusammen erleben.“

Sie duldete, daß er sie umfing und küßte.

„Wie stattlich du ausiehst in deinem Kriegsschmuck! — Aber die böse Narbe da auf der Stirn, die gefällt mir nicht . . . Du armer Jürg, — um meinetwillen!“

„Um meines Trostes willen. Hätte ich mich williger gefügt, vielleicht wäre alles früher zum guten Ende gediehen.“

Aber der Gedanke an dich hat mich aufrecht erhalten und die Boten des Todes verschreckt.“

„Und auch hier noch eine Narbe auf der Wange, — so klein . . .“

Sie wollte sie küssen, doch er wehrte es:

„Laß die Narbe, Kind; sie erinnert an unselige Stunden. Wer als Kriegsmann in die Welt zieht, um trotzig ein Leid zu vergessen, ist schwer zu hüten vor Untreue und Abfall. Aber laß uns heute die Freude des Wiedersehens nicht verkümmern.“

Sie erschrak, versuchte aber zu lächeln und bat:

„Es wird so schlimm nicht aussehen mit deiner Beichte. Willst du dein Herz erleichtern, so tu's; wir können dann um so reiner an einander denken.“

„So setz' dich her zu mir und hör' mich an, — und dann sage mir, ob du verdammt oder verzeihst.“

Er zog sie zu sich nieder und begann leise zu sprechen, lange und eindringlich, — und während er sprach, fühlte er, wie ihre Arme sich immer fester um ihn schlossen. Die Frage aber, die er am Ende seiner Beichte an sie richten wollte, küßte er ihr von den Lippen. Dann ging er in die Herberge und schrieb noch am selbigen Abend einen jubelnden Brief in die Heimat. —

* * *

Dort lag tiefe Trauer über dem Smitelwö'schen Hause. Der Bürgermeister war alt und grau geworden; der Gram um den Sohn nagte ihm am Herzen. Da brachte Jürgs Brief Kunde von seinem Leben und Wohlergehen. Wie ein Lichtstrahl nach langer, tiefer Nacht fiel sie in das Herz der Eltern. Trotz seiner Schwäche und Beschwerlichkeit ließ der Vater es sich nicht nehmen, das junge Paar in Stettin selbst zu begrüßen, und schon wenige Tage später ruhten seine Hände segnend auf dem Haupte der Verlobten. —

Jürg setzte seine Studien in Greifswald fort, wo inzwischen gleichfalls der Bann der alten Papstherrlichkeit gebrochen war, und Erika, die im Rode'schen Hause blieb, sorgte

Truß!

herin
ora.“

uen“,
e zur
ruß-
der
atte:

so-
—

für ihren künftigen Beruf als Hausfrau. Sie nähte emsig an ihrer Aussteuer, und eine stolze Freude war es immer, wenn sie ein fertiges Stück nach dem andern in die Truhe legte.

Als dann aber von neuem der Herbst ins Land zog, da standen die Geliebten in der Nikolaikirche zu Stralsund vor dem Altar und gelobten, sich immer anzugehören in froher und trüber Zeit. Kahlhot war es, der die Hände des jungen Paares in einander fügte und das Glück von Gott herabflehte, dessen er selbst im Besitze seines ihm vom Räte neu übertragenen Amtes und seines soeben heimgeführten jungen Weibes genoß.

* * *

So war das Sehnen der Liebenden erfüllt, und auch Jürgs Wunsch, eine Pfarrstelle in der pommerschen Heimat zu erlangen, sollte sich bald verwirklichen. Hart am Fuße des Streckeberges, des höchsten Punktes der Insel Usedom, da, wo die See über die Reste der Zauberstadt Vineta hinbraust, war in dem unscheinbaren Gotteshause des Dorfes Koserow eine zahlreiche Gemeinde versammelt und erwartete gespannt die erste Predigt ihres neuen Pfarrherrn, der gestern mit seiner jungen und schönen Frau aus Stralsund seinen Einzug gehalten hatte.

„Und es war finster in der Tiefe, und Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht.“ Diese Worte legte der junge Pfarrer seiner Predigt zu grunde, denn auch hier war die Finsternis römischen Aberglaubens und päpstlichen Gewissenszwanges gewichen und das reine Licht christlichen Glaubens entflammt.

Als sie in das blumengeschmückte Heim zurückkehrten, fanden sie ein Päckchen vor, das vor einigen Tagen dort beim Schulzen angelangt war, und als sie es öffneten, kam aus der umhüllenden Spreu, in Leder gebunden, eine Bibel hervor, in der zur Widmung die Worte geschrieben waren:

„Meinem werthen Kriegsmann von anno 1526 und nun unsrigen Amtsbruder und seinem entlaufenen Nönnlein, nun unsrigen ehrwürdigen Frau Pfarre-

rin zu eigen mit einem herzlichen: Gott zum Gruß!
Don mir und meiner Hausfrau Käthe.

Seid fröhlich und haltet an am Gebet.

Dr. Martin Luther.

Katharina Lutherin
geborene von Bora.“

„Dies Buch sei der Fels, auf dem wir unsere Ehe bauen“, sprach Jürg schlicht und herzlich, und draußen ertönte, wie zur Begleitung, aus hellem Kindermunde, das Schuß- und Trußlied, das der Lehrer den Schülern und Schülerinnen der kleinen Dorfgemeinde seit Wochen mit Mühe eingeübt hatte:

„Ein feste Burg ist unser Gott,
ein gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Not,
die uns jetzt hat betroffen.
Der alt' böse Feind
mit Ernst er's jetzt meint.
Groß' Macht und viel List
sein grausam Rüstung ist.
Auf Erd' ist nicht seins Gleichen.“ —

Möchte es ewig Geltung behalten im Pommerlande, so-
lange die nimmermüden Wogen seinen Strand bespülen! —



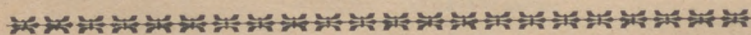
Erzählungen aus Pommerns Vergangenheit

von

Konrad Maß,

Verfasser der „Pommerschen Geschichte“.

Der Goldschmuck von Hiddensee (um 1271)	in Leinen geb.	M.	1,50
Sylvia (um 1660)	„ „ „ „	„	2,50
Das Haus Stavenhagen (um 1761)	„ „ „ „	„	3.—
Der Mönch von Pudagla (um 1280)	„ „ „ „	„	2,50
Vom Meeresstrande. 4 Novellen	„ „ „ „	„	3,50
Dörch Blaumen und Nettel. Eine Erzähl. in plattdeutscher Mundart	„ „ „ „	„	1,50
Bon de Waterkant. Vier Novellen in plattdeutscher Mundart . . .	„ „ „ „	„	1,20
Im Frieden des Reiches	geheftet	„	0,50
Gescheitert	Novellen . .	„	0,50
Mutterliebe	„	„	0,50
Ehronfolger	„	„	0,50



Pommersche Geschichte

von

Konrad Maß.

Preis: brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Das Werk bietet in übersichtlicher, fesselnder Darstellung eine
zusammenhängende Geschichte unserer engeren Heimat.

Verlag von Leon Sauniers Buchhandl. in Stettin,
Mönchenstraße 12—13.

Biblioteka Główna UMK



300047160740

nd. leg.

nd A
I

2441

80

H. Krug
Buchbindere.
Greifswald.
Langestr. 72.

1283/10912

Biblioteka Główna UMK



300047160740